

edfc



Fantasia I093e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1093e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 46. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Jens Ehlers

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2023 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2023-08

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1093e – Magazin für Phantastik



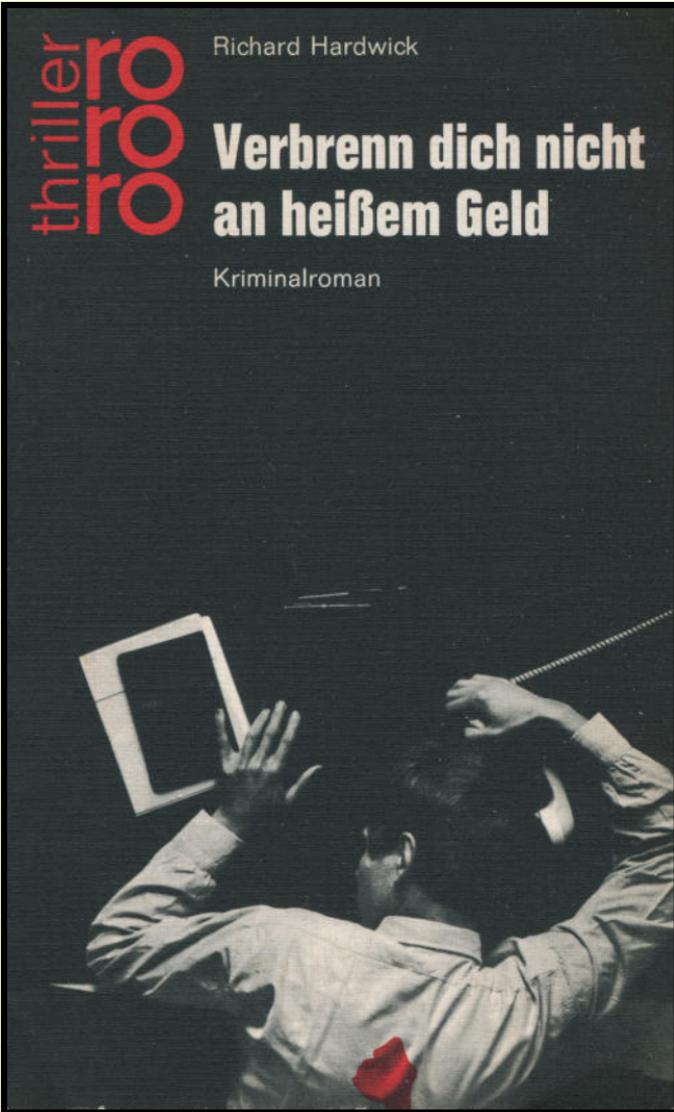
edfc

thriller
ro
ro
ro

Richard Hardwick

Verbrenn dich nicht an heißem Geld

Kriminalroman



***Hardwick, Richard: Verbrenn dich
nicht an heißem Geld**

Richard Hardwick []

Verbrenn dich nicht an heißem Geld

(The Season to be Deadly, 1966)

rororo 02 131 (TB 124 S./DM 2,40)

Reinbek bei Hamburg 1967

**Aus dem Amerikanischen von Gisela
Stege**

Genre: Krimi

Weiter unten am Boulevard strahlten die Lichter eines riesigen Weihnachtsbaums in den kalten schwarzen Himmel. Dann verschwammen die bunten Punkte sekundenlang, und Abe Swallow kniff mühsam die Augen zusammen. Er packte das Lenkrad fester, bog und streckte die Finger und nahm seine letzte Kraft zusammen, um die Kontrolle über den Wagen nicht zu verlieren und um sich überhaupt aufrecht zu halten. Der brennende Schmerz in Brust und Schulter hatte ein wenig nachgelassen – wohl eher ein schlechtes Zeichen als ein gutes: Reaktion auf den Schock, Unemp-

findlichkeit des schwindenden Bewußtseins. Swallow war stets Realist gewesen, und die Tatsache, der er nunmehr ins Auge sehen mußte, war der Tod.

Er verlor ständig Blut, und immer wieder verschwammen ihm die Bilder vor Augen. Er mußte unbedingt irgendwo Unterschlupf finden: Er brauchte Hilfe, und zwar bald. Bis nach Haus war es ein Weg von günstigstenfalls einer halben Fahrstunde, und durch den eiskalten Schneeregen, der schon seit dem frühen Abend fiel, war der Straßenzustand alles andere als ideal, vor allem am See, wo nur wenig Verkehr herrschte. Ihm schien, als reichten seine Kräfte kaum noch, um ihn fünf Minuten bei Bewußtsein zu halten. (S. 7)

Abe Swallow ist stiller Mehrheitseigentümer von Acme Imports; sein Partner und Geschäftsführer ist Ed Snyder. Wie wir später erfahren, wurde Swallow mit zwei Kugeln in den Rücken geschossen. Stark blutend fährt er mit dem Auto zu einem Geschäftshaus, fährt mit dem Lift in das Büro von Snyder, will telefonieren und stirbt mit

dem Hörer in der Hand, ohne eine Verbindung bekommen zu haben.

Harry Noble, ein gesetzestreuer, zurückhaltender und nicht gerade mutiger Mann, hat sein Büro neben dem von Swallow. Er findet Swallows Türe offen, schaut nach und sieht den Toten, der über den Schreibtisch gesunken ist.

Er mußte die Polizei benachrichtigen! Langsam schob er sich zur Tür, auf einmal bedrückt von der Einsamkeit, der Stille um ihn herum. Auf der Schwelle blickte er noch einmal zurück, und da sah er, halb unter dem Schreibtisch, etwas am Boden liegen. Es war vom Schlagschatten des Schreibtischs verborgen, und nur eine Ecke ragte ins Licht. Es mußte eine Tasche sein, eine große Akten- oder Reisetasche, und ein Teil ihres Inhalts war über den Boden verstreut. Die Neugier trieb Harry, noch einmal umzukehren. Er ließ sich auf ein Knie nieder und hob etwas auf, das er in der Dunkelheit für ein Päckchen hielt. Als er es ans Licht brachte, riß er erstaunt die Augen auf: Er hielt ein sauber

gebündeltes Paket Geldscheine in der Hand, deren oberster ein Hunderter war. Sekundenlang starrte er die Scheine verblüfft an, dann blätterte er sie hastig durch. Es waren alles Hunderter. Auf das Streifband war mit Bleistift hingekritzelt: \$ 10 000. (S. 14)

Neben dem Toten steht eine Tasche mit einer ungeheuerlichen Summe Geldes, die Swallow niemals auf legalem Weg erworben haben kann. So ängstlich Harry auch darauf bedacht ist, kein Gesetz zu übertreten, dieses Vermögen führt ihn doch in Versuchung: Er nimmt die Tasche an sich und bringt sie in ein Schließfach am Bahnhof; anschließend informiert er anonym die Polizei.

Mittlerweile wird Harry schon von seinem schlechten Gewissen und der Sorge, er könnte eines Fehlers wegen entlarvt werden, geplagt. Als seine Bekannte Alice Drury bei ihm vorbeischaute, ist er gerade dabei, zweitausend Dollar in seinem Backofen zu trocknen, nachdem er das Blut abgewaschen hat. Seine Erklärung, er habe das Geld im Wettbüro gewonnen, klingt nicht

gerade glaubhaft, aber die nette Alice gibt vor, keine Zweifel zu haben.

Die Detectives John Brandeis und Oscar Platt werden auf den Fall angesetzt, der noch weitaus verwirrender wird, als Ed Snyder im Fluss gefunden wird, ebenfalls mit zwei Kugeln im Rücken, aber von einem anderen Kaliber. Dass Swallow in großem Stil mit Heroin gedealt haben muss, finden die Ermittler bald heraus, aber die Frage ist, wer die Morde begangen hat beziehungsweise ob es gar zwei Täter gibt; außerdem deuten die Blutspuren am Boden an, dass dort ein Objekt gestanden haben muss, das Jemand an sich genommen hat. Harry gerät ins Visier der Detectives, weil sein Büro gleich nebenan liegt und weil ein Müllmann behauptet, Harrys Auto gesehen zu haben. Da hilft es auch nicht viel, dass ihm Alice ein falsches Alibi gibt, indem sie behauptet, er hätte die Nacht bei ihr verbracht.

Ein literarisches Meisterwerk ist *Verbenn dich nicht am heißen Geld* nicht, aber Richard Hardwick versteht es, ausgesprochen spannend und unterhaltsam zu erzählen. Vor allem sein immer stärker in Panik gera-

tender Protagonist Harry hält das Interesse des Lesers beständig wach mit den Fragen, ob Harry das Geld behalten wird, ob er wegen Diebstahls belangt wird oder ob er gar wegen Mordes verurteilt wird.

Judson Philips
**Die
flüsternde
Stadt**
Kriminalroman



thriller
**ro
ro
ro**

Judson Philips

Die flüsternde Stadt

(Whisper Town, 1960)

rororo 02 089 (TB 134 S./DM 2,40)

Reinbek bei Hamburg 1966

Aus dem Englischen von Ursula Kröger

Genre: Krimi

Nach einer gewissen Anzahl von Drinks gelangte Sayre Woodling an den Punkt, wo er begann, doppelt zu sehen. Ärgerlich dabei war nur, daß sich die Zahl nie im voraus bestimmen ließ. Er konnte den Barkeeper im Rock City Club nicht einfach bitten, ihm nach – sagen wir – neun Drinks nichts mehr zu geben. So auf die Minute genau stellte sich das Phänomen der Doppelsichtigkeit nicht ein. Manchmal waren fünfzehn Gläser erforderlich, wobei der Zeitfaktor noch eine Rolle spielte. (S. 7)

Der hochangesehene Richter Sayre Woodling, vierundsechzig Jahre alt, lebt in der Kleinstadt Rock City, die zur Zeit des Bürgerkriegs von den Familien Sayre und Woodling gegründet worden war. Wie man

sieht, ist er ein überaus trinkfester Mensch, der stets so lange im Rock City Club bleibt, bis er Alles doppelt sieht.

Wenn Sayre den Rock City Club verließ, so waren damit zwar die Zwillinge, nicht aber andere Probleme beseitigt, die sein doppelter Blick heraufbeschwor. In dieser Verfassung den uralten Buick zu fahren, war höhere Mathematik. Zwei weiße Mittelstreifen liefen die Straße entlang, und ein entgegenkommender Wagen blendete mit vier Scheinwerfern. Wenn Sayre das linke Auge zukniff, konnte er zwei Scheinwerfer und einen weißen Streifen ausschalten. Der weiße Streifen, der übrigblieb, sprang dann scharf nach rechts hinüber. Wenn Sayre das rechte Auge schloß, hüpfte der Streifen nach links. (S. 8)

Zum Glück ist Sayre auch in diesem Zustand noch fahrtüchtig.

Er hatte gerade ein Drittel der Steigung hinter sich, als er vier Scheinwerfer auf

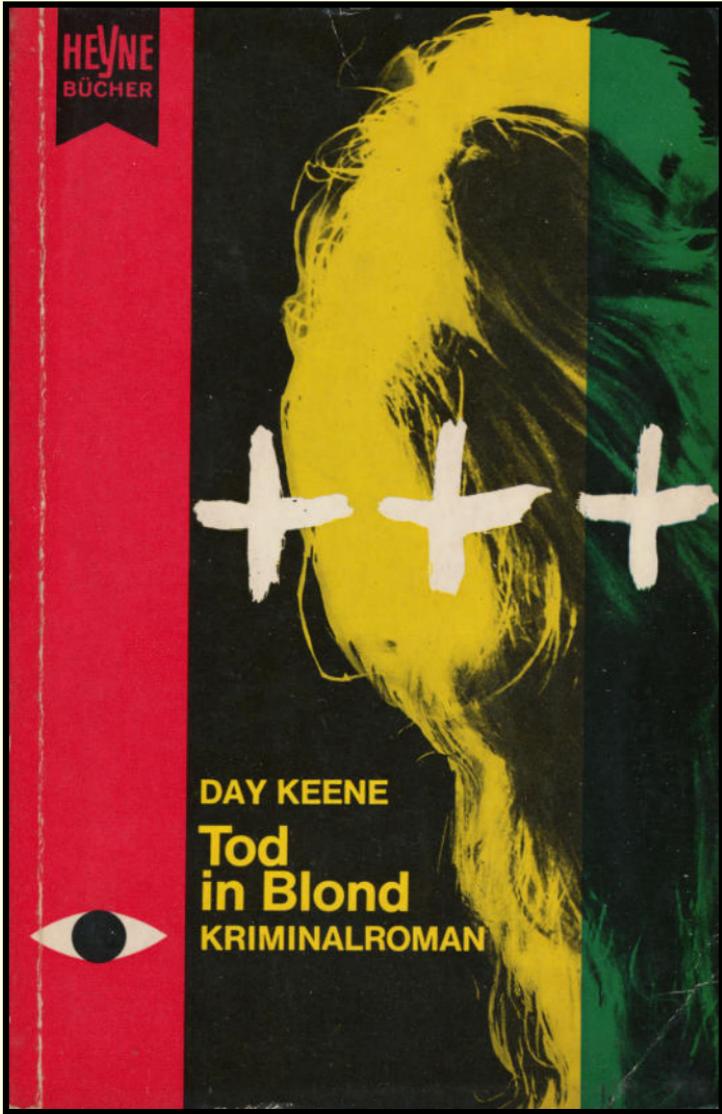
sich zukommen sah. Er schloß das linke Auge und lenkte den Wagen auf seine Seite der Fahrbahn. Im selben Augenblick wollte der Buick nicht mehr ziehen; Sayre griff nach dem Schalthebel, verfehlte ihn aber und öffnete leise fluchend beide Augen, um den Hebel in der Dunkelheit zu suchen. Er fand ihn, schaltete und sah wieder hoch. Vier Scheinwerfer waren unmittelbar vor ihm. Blitzschnell kniff er ein Auge zu – das linke. Der weiße Streifen sprang nach rechts. Ich muß ja gleich im Graben landen, dachte er und riß das Steuer scharf nach links. Zu spät erkannte er, daß er sich verkalkuliert hatte. Die Scheinwerfer kamen frontal auf ihn zu. Eine Hupe heulte warnend auf. Mit aller Kraft riß Sayre das Steuer nach rechts. Der andere Wagen schoß schleudernd an ihm vorbei. Reifen quietschten. Sayre glaubte, eine Frau schreien zu hören. Das Auge immer noch geschlossen, warf er einen Blick in den Rückspiegel. Die Hecklichter des anderen Wagens rasten in irrem Zickzack über die Straße. Er jagte direkt auf die Böschung zu. Das

rote Licht stieg steil in die Höhe. Ein krachender Aufprall... Plötzlich Flammen. (S. 8f)

Dass es bei der heutigen Fahrt zu einem Unfall kommt, ist einfach Pech. Zum Glück haben sich die beiden Autos nicht berührt, weil das entgegenkommende Fahrzeug auszuweichen versuchte und in die Böschung gerast war.

Vier Schüler der örtlichen Oberschule sind bei dem Unfall ums Leben gekommen; eine fünfte Person, Sharon Jaeger, schwebt in Lebensgefahr. Der Richter hat mit der ganzen Sache natürlich absolut nichts zu tun, schließlich ist er wohlbehalten zu Hause angekommen.

Die flüsternde Stadt weist einen faszinierenden Anfang auf, verliert sich dann aber in zu vielen Rückblenden, anstatt die Handlung voranzutreiben.



*Keene, Day: Tod in Blond

Day Keene [Gunard Hjertstedt, 1904–1969]

Tod in Blond

(The Dangling Carrot, 1955)

Heyne 01/01 176 (TB 154 S./DM 2,20)

München 1963

Aus dem Amerikanischen von Günter Hehemann

Genre: Krimi

Sam Langley war ein ruhiger, sanfter Mann, dessen Leben sich außerhalb seines Fabrikbetriebes in einem feststehenden Zyklus bewegte; mehrere Bridgeabende in der Woche, der fällige Lunch- und Tanzabend im Klub und hie und da einmal ein Tag auf der Jagd oder zum Angeln auf dem See. Sein mysteriöses Verschwinden erregte beträchtliches Aufsehen, und zwar aus mehreren Gründen. Einer davon war der Umstand, daß der wohlhabende Besitzer der Keramikfabrik schon der zweite prominente Bürger war, der innerhalb von drei Monaten spurlos verschwand.

Wie es Leutnant Eagan erzählt wurde, hatte der zweiundvierzig Jahre alte Fabrikant mit seiner Frau, Mrs. Langley, und den Hammonds gerade Bridge gespielt, als ihn das andauernde Heulen eines Hundes so gereizt hatte, daß er von dem Tisch im Jagdzimmer mit der Verwünschung aufgestanden war, den ‚verdammten Köter zu erschießen‘. (S. 5)

Der Fabrikbesitzer Sam Langley ist ein angesehenener Bürger der Kleinstadt Clay City. Er spielt gerade im Freundeskreis Bridge und hat ein ungewöhnlich gutes Blatt in der Hand, als er sich über das Gebell eines Hundes aufregt, seinen Revolver ergreift und ins Freie geht. Man hört drei Schüsse – und dann folgt nichts weiter. Sam Langley kommt nicht mehr zurück.

Wie Leutnant Eagan von der örtlichen Polizei feststellt, hat Langley Tags zuvor den größten Teil seines Vermögens in bar abgehoben, das nun mit ihm verschwunden ist. An der Stelle, wo der Hund gewesen sein soll, findet sich eine so große Menge menschlichen Blutes, just von Langleys

Blutgruppe, so dass das Opfer unmöglich überlebt haben kann. Auch Langleys Revolver liegt hier, ohne dass aus ihm ein Schuss abgefeuert worden ist.

Es liegt offenbar ein Mordfall vor, aber es gibt keine Leiche und keinen Verdächtigen. Ja, die Sache ist sogar noch schlimmer, weil einige Wochen zuvor der begüterte Tom Harper unter ähnlichen Umständen verschwunden ist.

Im Weiteren folgen wir John Evans, der eben erst zum Bezirksrichter in Clay City ernannt worden ist. Er führt mit seiner Frau Lou eine beständige, aber wenig aufregende Ehe, die schon lange in Routine erstarrt ist. Obwohl John ein überaus seriöser Mensch ist, erliegt er doch der Versuchung, die sich ihm in Form der sehr attraktiven Kellnerin Dale Chambers bietet. Lou muss nämlich für Langleys Gattin, die zu einem Frauentreffen verreisen sollte, einspringen – und John nutzt das Wochenende, um es mit Dale in seinem Blockhaus am See zu verbringen.

Fast wäre das Pärchen ertappt worden, denn John wird am nächsten Morgen von zwei Fischern gestört, die einen seltsamen

Fang gemacht haben: Sie haben den verpackten und mit Gewichten beschwerten Langley aus dem Wasser gezogen. Da dieser drei Schusslöcher im Kopf hat, kann man einen Selbstmord von vornherein ausschließen.

Tod in Blond ist ein ungewöhnlich flüssig und mitreißend erzählter Krimi, der zudem mit einem absolut undurchsichtigen Mordfall aufwartet, wodurch das Interesse des Lesers bis zum Schluss aufrechterhalten wird.



JUTTA MEHLER

Mord mit Marzipan

KRIMINALROMAN



Jutta Mehler

***Thekla & Hilde & Wally 3: Mord mit
Marzipan***

emons: (PB 202 S./€ 9,90)

Köln 2015

Genre: Krimi

Hildes Stimme riss sie aus ihren Gedanken. „Nach dem Kaffee gehen wir zusammen auf die Gartenschau.“

Thekla glaubte, sich verhöhnt zu haben. „Sagtest du nicht vorige Woche: ‚Keine zehn Pferde bringen mich ein zweites Mal dorthin.‘?“

„Das war vor dem Mord“, antwortete Hilde trocken.

Sowohl Thekla als auch Wally klappte die Kinnlade herunter.

Thekla fing sich als Erste. „Meine Güte, Hilde, wovon redest denn du?“

„Von Hanni Stern“, erwiderte Hilde, „stand doch in allen Zeitung–“

„In den Zeitungen stand“, schnitt ihr Thekla das Wort ab, „dass eine Hanni S., als sie über den Bordstein steigen wollte, gegen eine von diesen angemalten Bojen, die auf der Wiese herumstehen,

gestolpert und so unglücklich mit dem Kopf auf einer scharfen Kante aufgeschlagen ist, dass sie eine Hirnblutung bekommen hat und daran gestorben ist.“

Hilde verzog den Mund zu einem überheblichen Lächeln. „Das soll ihm mal einer vormachen, sagt Ali. Übrigens kannte er die Tote. Sie heißt Hanni Stern.“ (S. 10)

Im Jahr 2014 findet in Deggendorf die Landesgartenschau, auch Donaugartenschau genannt, unter dem Motto „Tauch ein und blüh auf!“ statt. Bedauerlicherweise stolpert dort eine junge Frau namens Hanni Stern über einen Bordstein und kommt so unglücklich mit dem Hinterkopf auf, dass sie bald darauf stirbt. Allerdings scheint Kreisbrandrat Alois Schraufstetter im Gegensatz zur Polizei der Meinung zu sein, dass Unbekannter beim Ableben des Opfers nachgeholfen haben muss.

Dieser Umstand weckt den kriminalistischen Ehrgeiz der drei rüstigen Rentnerinnen Thekla, Hilde und Wally, die gerade bei Kaffee und Kuchen im gemütlichen Café

Bredl beisammensitzen. Auch wenn Hilde geschworen hat, kein zweites Mal auf die Landesgartenschau zu gehen, machen sich die Drei doch auf, die Unglücksstelle zu besuchen und den merkwürdigen Sturz nachzustellen. Der Falltest verläuft leider nicht eindeutig, weil Hilde mit der Stirn voran fällt – wobei sie sich natürlich vor dem Aufprall fängt. Thekla dagegen macht dem zweiten Versuch eine elegante Drehung und wäre fast wirklich verunglückt, hätte sie nicht ein freundlicher junger Mann aufgefangen. Es bleiben jedoch Zweifel an der polizeilichen Unglückstheorie, weshalb die drei Kriminalistinnen unermüdlich weiterforschen und weiterbohren.

Mord mit Marzipan ist ein origineller Regionalkrimi, dessen Autorin einen unterhaltsamen Plauderton pflegt.



**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

Kai
Meyer

Die Bücher,
der Junge
und die
Nacht

Roman

KNAUR 

Kai Meyer

Die Bücher, der Junge und die Nacht

Knaur (HC 496 S./€ 22,00)

München 2022, 3. Auflage

Genre: Phantastik

Bomben fielen vom Nachthimmel, als der Junge sein Gefängnis verließ, den Raum ohne Fenster, den Raum voller Bücher. Er war zehn Jahre alt und ebenso lange eingesperrt gewesen. An den Wänden seines Zimmers reichten die Regale bis zur Decke, die Bücher standen Rücken an Rücken, viele in dichten Doppelreihen. Mit fünf hatte man ihm das Lesen beigebracht, seitdem war seine Welt aus Papier.

In dieser Nacht erfuhr er, dass kaum etwas besser brannte. Das Draußen seiner Träume, in das er sich jahrelang fortgelesen hatte, war voller Heldenmut und Abenteuer, ein Panorama großer Taten und Leidenschaften, in dem die Menschen beständig die Liebe beschworen und das hohe Ideal der Freiheit priesen. Dort kämpften Männer und Frauen, um beides zu erlangen, die Lie-

be und die Freiheit, doch dem eingesperrten Jungen waren solche Ziele so fremd wie die Stadt jenseits der Zimmertür, so unerreichbar wie die Steppen der Tataren und die Meere wilder Seeräuber. (S. 5)

Wir befinden uns im Jahr 1943 im Graphischen Viertel Leipzigs, der Bücherstadt. Ein namenloser, zehnjähriger Junge ist seit seiner frühesten Erinnerung in einem Bücherzimmer eingesperrt, wo er nichts anderes tun kann als zu lesen. Doch nun beginnt die große Bombennacht, in der auch sein Haus getroffen wird.

Wie durch ein Wunder erscheint ein Fremder. Allerdings ist sein Hauptzweck nicht, den Jungen zu retten, sondern ihn zu veranlassen, durch einen engen Mauerspalt zu kriechen und ein ganz besonderes Buch zu bergen.

„Dahinter ist ein Zimmer. Ein geheimes Zimmer. Du kletterst hinein und bringst mir ein Buch, das dort liegt.“

„Hier sind überall Bücher. Woher weiß ich, welches du willst?“

„Da drüben gibt es nur ein einziges. Bevor der Angriff losging, war es auf einer Art Altar drapiert.“

Der Junge kannte einen Altar nur aus Romanen und stellte sich einen Tisch vor, auf dem weiße Kerzen standen. „Ist es eine Bibel?“

„Nein. Es heißt *Das Alphabet des Schlafs*.“ Tief im Haus stürzte lärmend eine Decke ein, gefolgt von einer Wand. „Du musst dich beeilen. Wenn du mir das Buch bringst, schaffe ich dich lebend hier raus.“ (S. 9)

Es gelingt dem Jungen, das mit *Das Alphabet des Schlafs* betitelte, von einem S. Morena verfasste Buch zu holen, woraufhin er von dem Mann in Sicherheit gebracht wird.

Die Handlung wechselt ins Jahr 1971. Ein gewisser Konrad Pallandt ist im Alter von über neunzig Jahren gestorben und hat seinem Sohn Maximilian, der auch schon die Siebzig erreicht hat, nicht nur ein Barockschloss, sondern auch eine exquisite Büchersammlung hinterlassen. Eine gewisse Marie wird von Maximilian beauftragt, die Sammlung zu sichten, zu katalogisieren

und schließlich gewinnbringend zu veräußern. Heimlich lädt Marie ihren Freund, Kollegen und Konkurrenten Robert, den Icherzähler dieser Zeitebene, zu einer Besichtigung der Pallandt'schen Bibliothek ein.

Ich hatte die Bücher gerochen, bevor ich sie zu sehen bekam, diesen ganz besonderen Duft, der vom Sterben kündigt, auch wenn das den wenigsten bewusst ist. Was wir als wunderbaren Buchgeruch empfinden, der so betörend ist wie das Lesen selbst, ist eine Folge der bakteriellen Zersetzung des Papiers. Armeen von Mikroorganismen sind nimmermüde zwischen den Deckeln zugange, marschieren im Stehschritt über Zeilen und Verse, nagen fleißig an Seiten und Serifen, verdauen Holz und Leim und Leder. Wir schwelgen in der duftenden Verheißung voller Bücherregale, während wir doch tatsächlich ihrem Untergang beiwohnen. (S. 17f)

Unser Held heißt Robert Steinfeld, ist siebenunddreißig Jahre alt und arbeitet als

Antiquar. Sein Vater Jakob war ebenso wie sein Großvater ein hochberühmter Leipziger Buchbinder, der nur wertvolle Erstaussagen mit seinen Buchdeckeln versah. Jakob soll in der Bombennacht 1943 ums Leben gekommen sein, aber Marie zeigt ihm in der Pallandt'schen Bibliothek Bücher mit Jakobs Stempel, die bis ins Jahr 1963 reichen. Robert weiß von seinem Vater nicht viel; ihm ist nur bekannt, dass seine Eltern nicht verheiratet waren und dass ihm seine Mutter trotzdem den Familiennamen des Vaters gegeben hat. Von dem sagenhaften Buch über den Schlaf hat er auch schon gehört: Es soll von Julia, der Schwester Maximilian Pallandts, verfasst worden sein.

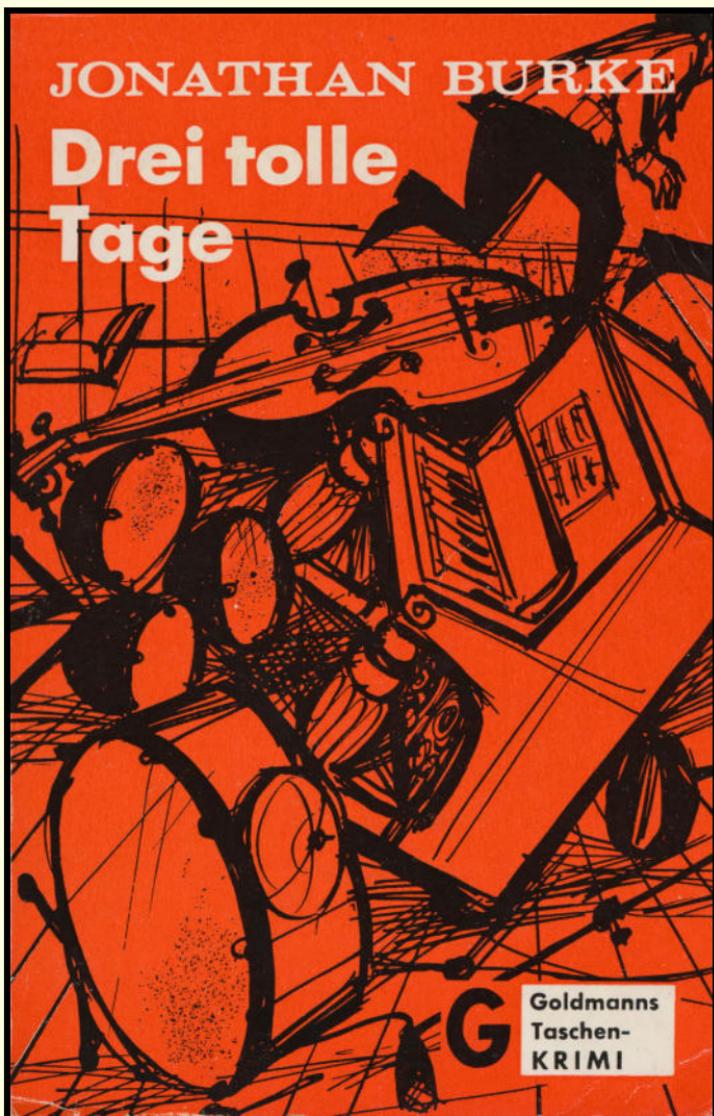
Die Bücher, der Junge und die Nacht besticht durch die zahlreichen Geheimnisse und Rätsel, die sich der Autor erdacht hat: Wer ist der Junge in dem Bücherzimmer, und wer sind seine Eltern? Warum ist er bis zur Bombennacht hier eingesperrt? Was hat es mit dem Buch über den Schlaf auf sich und wer ist ein Autor? Hat wirklich Roberts Vater die Nachkriegsbücher mit seinem Stempel gebunden? Und wenn ja, wo und mit welchen Hilfsmitteln, ist doch

das Leipziger Graphische Viertel komplett untergegangen?

Wenn man die Kommentare auf Amazon zu diesem Buch durchschaut, stellt man fest, dass die Leser fast einhellig begeistert sind. Negative Stimmen finden sich keine; allerdings gibt es eine kleine Gruppe von Lesern, die darüber klagen, dass sie das Buch zwar gut erzählt, aber auch ermüdend fanden und daher Mühe hatten, es zu Ende zu lesen. Aber es sollte eigentlich jedem Käufer klar sein, dass es bei einem Buch von fünfhundert Seiten viel zu lesen gibt, bevor man sich zur Auflösung durchgearbeitet hat.

JONATHAN BURKE

**Drei tolle
Tage**



G

Goldmanns
Taschen-
KRIMI

**Jonathan Burke (John Frederick Burke,
1922–2011)**

Drei tolle Tage

(Deadly Downbeat, 1962)

Goldmann 01 215 (TB 186 S./DM 2,20)

München 1963

**Aus dem Englischen von Ingrid von
Blücher**

Genre: Krimi

Nennen Sie es ruhig eine sentimentale Tradition – aber man schießt in Jazz-Kreisen nicht auf den Pianisten. Er wird nämlich gebraucht. Gewiß, es hat zwar auch schon Kapellen gegeben, die nur aus Baß und Gitarre bestehen. Bei anderen hingegen scheinen Männer einfach auf dem Podium zu stehen und ohne jede erkennbare Melodie auf Bongotrommeln herumzuklopfen oder Holzstäbchen aneinanderzureihen. Aber im allgemeinen ist es üblich, daß zu jeder Kapelle ein Pianist gehört. Daß er die anderen Instrumente mit seinen vollen Akkorden und dem hämmernden Rhythmus zusammenhält.

Und das ist der Grund, weshalb ich so empört war, als ich in ‚Glendower Grange‘ in echter alter Chikago-Manier als Zielscheibe benutzt wurde. Und das in einem Augenblick, als ich mein Bestes tat, die Menge im neuesten Chikago-Stil, in einem glänzenden Hot-Solo in sogenannter sukzessiver Improvisationsform, mitzureißen. Wirklich, ich war empört! Ich war außer mir! Um nicht zu sagen, Zu Tode erschrocken. Das Leben Mike Merrimans ist nicht nur dem begeisterten Publikum Großbritanniens, ja sogar dem der meisten zivilisierten Länder, heilig – sondern auch ihm selbst. Verstehen Sie? (S. 5)

In Wales findet im Schloss Glendower Grange ein Jazz-Festival statt. Weil ein Pianist infolge einer Handverletzung ausgefallen ist, erhält der Icherzähler Mike Merri-man die Chance, sich ein wenig Geld dazuzuverdienen. Er nimmt an, obwohl er mit Sick Sam Christopher zusammenspielen muss, den er aus tiefstem Herzen verabscheut. Dafür darf Mike seine Frau Liza und den kleinen Sohn Robert mitnehmen.

In Glendower Grange wird Mike von der Besitzerin, Mrs. Pugh-Poeth, und deren attraktiver Nichte Eilund willkommen geheißen – sowie einer Ladung Schrotkugeln, die seine empfindsame Pianistenhand um Haaresbreite verfehlen.

Jonathan Burke versucht sich in *Drei tolle Tage* an einem humoristischen Kriminalroman, der allerdings einerseits zu wortreich und andererseits zu handlungsarm ausgefallen ist.

Der Autor des Bestsellers THE ONE
JOHN MARRS



**THE
MARRIAGE
ACT** BIS DER TOD
EUCH SCHEIDET

ROMAN

HEYNE <

John Marrs

The Marriage Act. Bis der Tod euch scheidet
(The Marriage Act, 2023)

Heyne 32 273 (PB 558 S./€ 17,00)

München 2023

Aus dem Englischen von Felix Mayer

Genre: Science Fiction

Wie bringt die Smart-Ehe Großbritannien
voran?

Sie stärkt die individuelle Gesundheit
und die Wirtschaft.

Verheiratete Paare haben weniger
Krankheitstage.

Verheiratete Paare leben vier bis acht
Jahre länger als Alleinstehende.

Eine intakte Ehe bedeutet ein intaktes
Seelenleben. (S. 11)

In einer nicht allzufernen Zukunft hat die
englische Regierung ein Gesetz über die
Smart-Ehe, den Marriage Act, erlassen. Paa-
re, die sich nach diesen Vorgaben trauen
lassen, genießen vielfältige Vorteile im täg-
lichen Leben: Sie dürfen in besseren Gegen-
den wohnen, erhalten günstigere Kredite
und dürfen ihre Kinder auf erfolgverspre-

chendere Schulen schicken, um nur einige Beispiele zu nennen. Allerdings müssen sich die Teilnehmer im Gegenzug ständig überwachen lassen und haben für den Fall, dass die Ehe nicht glücklich ist, eine Reihe von schwerwiegenden Nachteilen zu erwarten.

The Marriage Act folgt nun dem Schicksal mehrerer Ehepaare sowohl in dem privilegierten New Northampton als auch in Old Northampton, wo die Paare ohne Ehe-Upgrade wohnen.



Franz Hafermeyer

**Sven Schäfer 3: Das Extrawurst-Manöver
(2018)**

Editionnova (TB 366 S./€ xx)

Rheinbreitbach 2018

Genre: Krimi

Der Raum wirkte groß, etwa acht auf acht Meter. Eine herausgerissene Sperrholzplatte lehnte unter dem Fenster, die hereindringenden Sonnenstrahlen strahlten den reglosen Körper an wie ein Scheinwerfer im Theater. Doch dies hier war kein Schauspiel, sondern bittere Realität. Eine dunkle Lache hatte sich unter dem Nacken ausgebreitet. Der Kopf war aufgeplatzt, Gehirnmasse quoll hervor und vermischte sich mit dem Blut.

Schäfer fiel neben der reglosen Gestalt auf die Knie. Er wusste, dass es sinnlos war. Trotzdem überprüfte er die Vitalfunktionen. Vielleicht gab es eine letzte Hoffnung, vielleicht konnte ein Notarzt...?

Aber da war kein Leben mehr. Der eingeschlagene Kopf, diese fürchterliche

Wunde, das war eine nicht mit dem Leben zu vereinbarende Verletzung.

Schäfer holte tief Luft und sah sich den zerstörten Körper näher an. Über dem Gesicht klebten blutverschmierte Haare. Lange Haare. Irgendeine dunkle Farbe, schwarz oder braun, soweit sich das erkennen ließ. Das flaue Gefühl in Schäfers Magen wurde stärker. Es war eine Frau, die hier vor ihm lag. Sie trug Jeans, T-Shirt und Turnschuhe. Und an ihrem Hals blitzte etwas silbern auf. Eine Kette mit einem Kreuz. Selbst die Jesusfigur war voller Blut. (S. 39f)

Sven Schäfer verdient sich seine Brötchen in Augsburg als Privatdetektiv. Seine neueste Klientin ist die begüterte Rebecca Tronhoff, die zusammen mit ihrem Gatten einen lukrativen Edelsteinhandel in Johannesburg betreibt. Allerdings vermisst sie seit einigen Tagen ihre Augsburger Mitarbeiterin Iris Gulden, weshalb sie Sven beauftragt, nach ihr zu suchen. Svens Nachforschungen verlaufen anfangs erfolglos; dann bekommt er jedoch einen Tipp, in einer verlassenen Industrieanlage nachzu-

schauen – wo er Iris' Leiche in einem grauenvollen Zustand vorfindet.

Unterdessen muss sich Svens Freundin, die Kriminalhauptkommissarin Elsa Dorn, mit einem bandenmäßigen Menschenhandel herumschlagen. Aber wer weiß, vielleicht stehen sogar beide Kriminalfälle in einem Zusammenhang?

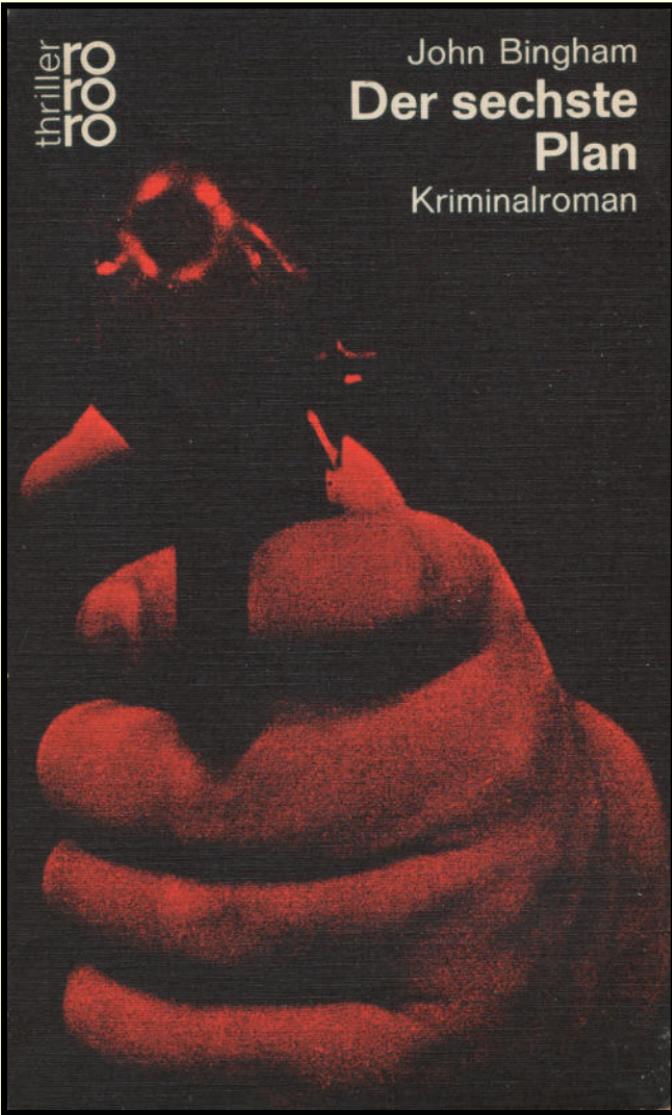
Das Extrawurst-Manöver ist ein unterhaltsamer Regionalkrimi aus dem vermeintlich beschaulichen Augsburg, das sich jedoch hier als Verbrecherhochburg entpuppt.

thriller
ro
ro
ro

John Bingham

Der sechste Plan

Kriminalroman



**John Bingham [Michael Ward, Lord
Clanmorris, 1908–1988]**

Der Sechste Plan

(*Murder Plan 6*, 1958)

rororo 02 080 (TB 126 S./DM 2,40)

Reinbek bei Hamburg 1966

Aus dem Englischen von Arnold

Rothermann

Genre: Krimi

Tom Dempster saß über einem Fortsetzungsroman, den er für eine Zeitung schreiben sollte, als Victor Gollancz anrief.

Die Stimme seines Verlegers Hang laut und heftig aus dem Hörer. Gollancz rief jemand zu, er solle die Musik leiser stellen, versprach einem anderen: „Ich komme ja gleich!“ und bat einen dritten, ihm eine Zeitung zu reichen.

Dempster lächelte. Typisch Gollancz, dachte er. Immer drei Dinge auf einmal. Gollancz sagte: „Tom? Tom, du mußt mir helfen.“ Auch das war typisch für ihn. Kein Wort der Begrüßung, keine Fragen, wie es einem geht, keine Bemerkungen über das Wetter: gleich zur

Sache kommen! Bloß keine Zeit mit Formalitäten verlieren.

„Wobei?“ erkundigte sich Dempster zurückhaltend.

„Pack ein paar Klamotten in den Koffer, für ein paar Tage, und komm hierher, Tom. – In mein Landhaus.“ (S. 7)

Tom Dempster ist Schriftsteller und wird von dem angesehenen Victor Gollancz verlegt. Zur Zeit arbeitet er allerdings unter großem Zeitdruck an einer Erzählung für eine Zeitschrift, weshalb ihm der Anruf von Gollancz sehr ungelegen kommt. Aber der Verleger besteht hartnäckig darauf, dass Tom ihn augenblicklich in seinem Landhaus aufsuchen muss, in einer unaufschiebbaren Angelegenheit. Zuvor soll er allerdings noch eine gelähmte junge Frau namens Elisabeth de Lacer aufsuchen und sie nach einem Schriftsteller namens Michael Barlow befragen; falls Elisabeth etwas über Janet West sagen sollte, müsse Tom sich das gut merken, dürfe aber nicht von selbst das Gespräch auf diese Frau bringen.

Elisabeth erweist sich als eine hübsche und freundliche junge Frau, die trotz ihrer

Gebundenheit an einen Rollstuhl einen optimistischen Eindruck macht. Über Michael Barlow oder gar Janet West will sie jedoch um keinen Preis sprechen.

So fährt also Tom unverrichteter Dinge zu Gollancz, der ihm fünf Tonbänder vorspielt, die Michael Barlow besprochen und an Gollancz geschickt hat.

DAS ERSTE TONBAND

Was ich hier sage, ist für den Verleger Victor Gollancz bestimmt, wohnhaft in London W. C. 2, Henrietta Street 14. Ich wiederhole: für Victor Gollancz, London W. C. 2, Henrietta Street 14.

Hallo, Victor! Hier spricht Michael Barlow.

Victor, ich möchte Ihnen etwas erzählen. Ich muß zu einem Menschen sprechen, und mir bleibt nicht viel Zeit. Ich muß meine Geschichte loswerden; ich habe so ein Gefühl, daß mein Vorhaben mißlingen könnte. Ich weiß nicht, warum, aber ich habe so eine Vorahnung. Sie können es Nervosität nennen, Lampenfieber, wenn Sie wollen. Vielleicht trifft das sogar zu. Möglicherweise geht

alles gut aus, aber vielleicht auch nicht. Wenn es schiefgehen sollte, möchte ich, daß Sie die Hintergründe kennen.

Wie Sie sehen, lege ich auf Ihr Urteil großen Wert.

Ich will einen Menschen töten, Victor, und Sie sollen wissen, warum. Denn wenn Sie es nicht wissen, könnten Sie, falls es schiefgeht, das gleiche denken wie alle anderen. (S. 15)

Dieser Michael Barlow, der ausdrücklich betont, dass sein Name falsch ist, bekundet auf dem Tonband, dass er einen Mord begehen wolle, und zwar bereits morgen. Er hat bereits einen Menschen getötet, gesteht er, und zwar seine über alles geliebte Frau Shirley – allerdings infolge eines Autounfalls, bei dem er am Steuer saß.

Seither leidet Michael, wie Gollancz fachmännisch bekundet, an Depressionen, Halluzinationen und vermutlich auch an Schizophrenie – ein Mord ist ihm daher ohne weiteres zuzutrauen. Michael hat eine attraktive Frau namens Janet West – auch dieser Name ist falsch – kennengelernt, die ihm so lange ihr Leid einer übermäßig un-

glücklichen Ehe geklagt hat, bis sich Michael bereit erklärt hat, ihren Mann zu töten, was Janet zu einem ordentlichen Erbe verhelfen würde.

Michael ist hin und her gerissen zwischen Pflicht und Gewissen. Ja, er will Ivor West töten; nein, er will es doch nicht tun; er tötet lieber Janet; oder noch besser Elisabeth, um sie von ihrem Elend zu erlösen; oder am besten Janet und Elisabeth zusammen.

Und nun soll nach Meinung von Gollancz ausgerechnet Michael den oder die Morde verhindern, nachdem die Polizei zu dem Schluss gelangt ist, dass Gollancz selbst verrückt ist.

Der sechste Plan hat ein überaus originelles Handlungsgerüst und liest sich Anfangs ausgesprochen faszinierend. Leider hat der Roman auch zwei schwache Seiten, nämlich den übermäßigen Wortreichtum des Autors einerseits und einen Schluss, der den vom Autor in große Höhen getriebenen Erwartungen des Lesers nicht gerecht wird, andererseits.

BRIGID
KEMMERER

TROTZE
DER
NACHT

ROMAN

HEYNE <

Brigid Kemmerer

Tessa Cade 1: Trotze der Nacht

(Defy the Night, 2021)

Heyne 32 284 (PB 512 S./€ 17,00)

München 2023

**Aus dem Amerikanischen von Vanessa
Lamatsch**

Genre: Fantasy

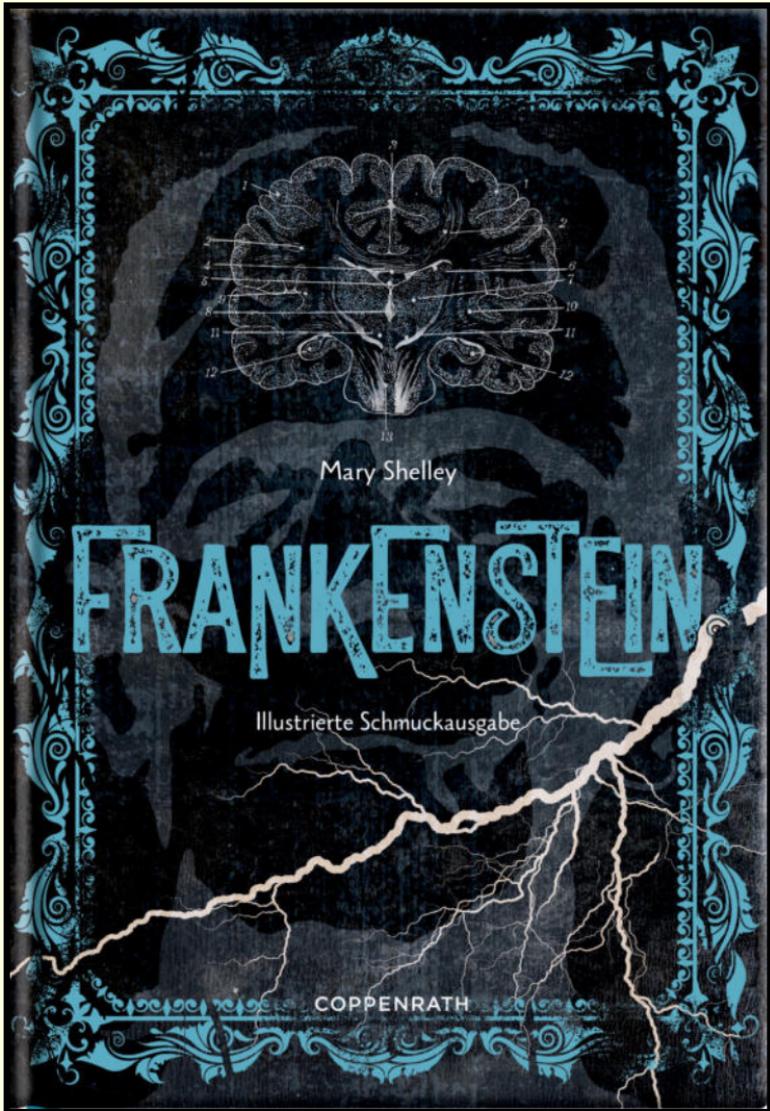
Das einzig bekannte Heilmittel für das Fieber ist ein Elixier aus getrockneten Blütenblättern des Mondflors, einer Pflanze, die nur in zwei Sektoren heimisch ist: in der Mondscheinebene und in Glutkamm. Mondflorblütenblätter werden streng rationiert an die Sektoren verteilt, und die zur Verfügung stehende Menge ist begrenzt. Vermögende können sich ihren eigenen Vorrat kaufen. Arme können das nicht. (S. 11)

Im Königreich Kandala herrscht König Harisatan mit Hilfe seines Sohnes Prinz Corrick, der ihm als Vollstrecker dient. Unglücklicherweise ist zurzeit eine tödliche Krankheit im Umlauf, die nur durch Mondflorblütenblätter geheilt werden kann. Da

das Mittel sehr knapp ist, wird es nur den Vermögenden zugeteilt. Dagegen kämpft die Pharmazeutin Tessa Cade, indem sie das Mittel stiehlt und an Bedürftige verteilt.

Das Schwerste an meiner Aufgabe ist nicht das Stehlen – sondern das Entkommen. Im besten Falle kostet es mich zwei Minuten, über die Mauer zu klettern und aus dem königlichen Sektor zu verschwinden, aber die Nacht ist kalt und meine Finger werden langsam taub. Die Lichtkegel von Suchscheinwerfern gleiten in unregelmäßigen Abständen über die Wände, das erste Sonnenlicht wird den Himmel erst in einer Stunde erhellen. Ich halte die alte Apothekertasche meines Vaters fest unter dem Arm, verberge mich in der Dunkelheit, warte auf eine Gelegenheit. (S. 13)

Trotze der Nacht ist ein unterhaltsamer Fantasyroman, bei dem sich die Grenzen zwischen Gut und Böse verwischen, so dass die Heldin Tessa Cade oft nicht weiß, auf welcher Seite sie eigentlich steht.



*Shelley, Mary: Frankenstein

**Mary Shelley [Mary Wollstonecraft
Godwin, 1797–1851]**

*Frankenstein oder Der moderne
Prometheus. Illustrierte Schmuckausgabe
(Frankenstein; or, The Modern Prometheus,
1818)*

Coppenrath (HC 272 S./€ 30,00)

Münster 2023

**Aus dem Englischen von Ana Maria
Brock**

**Mit einem Nachwort von Martin
Engelmann**

Graphik: Stefanie Bartsch

Genre: Science Fiction

Als der Fremde mich sah, sprach er mich auf Englisch an, wenn auch mit ausländischem Akzent. „Bevor ich an Bord Ihres Schiffes komme“, sagte er, „wollen Sie die Güte haben, mir mitzuteilen, wohin Sie fahren?“ Du kannst Dir meine Verblüffung vorstellen, als ich eine solche Frage vernahm, von einem Mann, der schon am Rande des Untergangs schwebte. Ich hätte gemeint,

mein Schiff hätte ihm als eine Zuflucht erscheinen müssen, die er nicht für den kostbarsten Schatz auf Erden hätte eintauschen wollen. Ich antwortete jedoch, wir befänden uns auf einer Entdeckungsreise zum Nordpol.

Als er das hörte, schien er befriedigt und fand sich bereit, an Bord zu kommen. Gütiger Gott! Margaret, wenn Du den Mann gesehen hättest, der derart noch Bedingungen für seine Rettung stellte, Deine Überraschung wäre grenzenlos gewesen. Seine Gliedmaßen waren fast erfroren und sein Leib vor Erschöpfung und Entbehrungen ausgezehrt. Ich habe nie einen Menschen in so jämmerlicher Verfassung gesehen. (S. 22)

On perceiving me, the stranger addressed me in English, although with a foreign accent. „Before I come on board your vessel,” said he, „will you have the kindness to inform me whither you are bound?” You may conceive my astonishment on hearing such a question addressed to me from a man on the brink

of destruction and to whom I should have supposed that my vessel would have been a resource which he would not have exchanged for the most precious wealth the earth can afford. I replied, however, that we were on a voyage of discovery towards the northern pole. Upon hearing this he appeared satisfied and consented to come on board. Good God! Margaret, if you had seen the man who thus capitulated for his safety, your surprise would have been boundless. His limbs were nearly frozen, and his body dreadfully emaciated by fatigue and suffering. I never saw a man in so wretched a condition.

Captain Robert Walton ist im siebzehnten Jahrhundert auf einer Nordpolexpedition, worüber er in regelmäßigen Briefen seiner Schwester Margaret Walton Saville berichtet – auch wenn die Postzustellung in dieser Gegend sicherlich nicht die zuverlässigste ist. Als würde eine solche Unternehmung nicht allein schon Anlass zu vielerlei Mitteilungen geben, hat Walton diesmal etwas ganz besonders Staunenswertes in

petto: Zuerst sah er eine riesige, menschenähnliche Gestalt auf einem Hundeschlitten übers Eis gleiten, und kurze Zeit später rettete er einen dem Tode nahen Mann namens Victor Frankenstein. Und dieser hat eine überaus phantastische Geschichte zu berichten.

Frankenstein stammt aus Neapel und hat in Ingolstadt Naturwissenschaften studiert. Als Lebensziel hat sich gesetzt, Leben aus dem Unbelebten zu erschaffen, was ihm auch gelingt, indem er aus Leichenteilen ein Geschöpf zusammensetzt und ihm mit Hilfe von Elektrizität Leben einhaucht. Die Kreatur ist jedoch derart abstoßend, dass Frankenstein sie im Stich lässt.

Doch das Geschöpf ist ein denkendes und fühlendes Wesen, das erkannt hat, dass es unter Menschen wegen seines Aussehens immer ein Ausgestoßener bleiben wird. Daher bittet es Frankenstein, ihm eine Gefährtin zu erschaffen. Frankenstein willigt ein, zerstört seine zweite Schöpfung aber, weil er befürchtet, die beiden Monster könnten sich vermehren und die Menschheit aufgrund ihrer größeren Robustheit verdrängen.

Das Geschöpf ist darüber so erbittert, dass es schwört, all Diejenigen zu töten, die Frankenstein liebt; und es führt seinen Plan auch mit Akribie aus, obwohl es unter dem Töten fast ebenso leidet wie Frankenstein unter den Verlusten. Daraufhin gelobt wiederum Frankenstein, das Monster zu vernichten, und er verfolgt es über die ganze Welt bis zum Nordpol.

Nach dieser Lebensbeichte stirbt Frankenstein an Erschöpfung. Das Geschöpf erscheint und erklärt Captain Walton, dass Frankenstein der einzige Mensch gewesen wäre, der ihm etwas bedeutet und seinem Leben Sinn gegeben habe, und dass es jetzt den Tod suchen wolle.

Die Entstehungsgeschichte von *Frankenstein* ist fast so berühmt wie der Roman selbst: Mary Godwin und Percy Shelley verbringen den düstersten Sommer aller Zeiten bei Lord Byron am Genfer See und lesen Schauergeschichten. Byron regt an, dass Jeder von ihnen selbst eine unheimliche Geschichte schreiben solle – aber nur eine einzige wird vollendet: *Frankenstein*.

Brian Aldiss bezeichnet in seiner Geschichte der Science Fiction, *The Billion Year*

Spree (1973) diesen Roman als den Grundstein der Science Fiction, womit er gewiss nicht Unrecht hat. Denn zum ersten Mal vollbringt ein Mensch scheinbar Übernatürliches mit Hilfe von Wissenschaft und Technik; er wird zum Lebensschöpfer und erlangt nahezu gottgleichen Status – allerdings mit viel weniger nachhaltigem Erfolg als der Gott der Bibel.

Stilistisch orientiert sich der Roman ganz an den Gothic Novels des achtzehnten Jahrhunderts, wobei allerdings Melodrama und Pathos in der ersten Fassung von 1818 etwas weniger ausgeprägt sind in der heute bekanntesten dritten, stark revidierten Ausgabe von 1831. Aber während Mary Shelley die alte Form des Schauerromans bewahrt, füllt sie sie mit neuen Inhalten und zeigt, dass Schauer und Sense of Wonder nicht nur aus dem Geisterhaften und Jenseitigen erwachsen können, sondern sehr wohl auch aus der modernen Naturwissenschaft.

Als Grundstein eines ganzen Genres hat *Frankenstein* daher Weltrang. Freilich war selbst zu ihrer Zeit Mary Shelleys Stil der einer längst untergegangenen Epoche, was

deutlich wird, wenn man ihren Roman beispielsweise mit Jane Austens *Sense and Sensibility* vergleicht, der 1811, also bereits fünf Jahre früher, erschienen war und wesentlich moderner erzählt ist.

Das Besondere an der vorliegenden Ausgabe ist die Schmuckgestaltung durch Stefanie Bartsch in der geschätzten Coppenrath'schen Ausführung: Das Buch wird geziert von unzähligen Collagen auf der Grundlage von alten, eingefärbten Stichen; zehn Beilagen in Form von Briefen, Notizen, Einladungen etc. runden den Band ab.

Stephan Weichert

ADLER

WEIBLICHE KRIMINALPOLIZEI,
BERLIN

VERDUNKLUNG
1940



Kriminalroman

Stephan Weichert

**Adler. Weibliche Kriminalpolizei, Berlin 1:
Verdunklung 1940**

edition krimi (TB 298 S./€ 13,00)

Hamburg 2022

Genre: Krimi

Zach zündete sich mit zitternder Hand eine Filterlose an, pulte sich den Rest Tabak von der Zunge und hielt dem Beamten seine Polizeimarke vor die Nase. Mit dem Lichtstrahl seiner Taschenlampe begleitete dieser ihn zum Tatort entlang der Schienen vorbei an einer ruhenden S-Bahn. In ihrer berlintypischen Aufmachung lag sie da, wie eine schlafende Riesin, rubinrot bis zur Bauchmitte, ocker bis übers Dach, innen Notbeleuchtung, außen Standlicht. Es war die Nachfolgebahn, die nicht weiter kam, da die Tote breitbeinig, mit blutigem Schritt und zertrümmertem Schädel mitten auf den Schienen lag. Um sie herum war großes Kino: Scheinwerfer standen, trotz Verdunkelungsverordnung, auf hochgekurbelten Lichtstativen, Kamera-Blitze der Spurensicherung

explodierten so laut wie Handgranaten und lichteten die Leiche aus jedem Winkel ab. (S. 8f)

In Berlin geht im Jahr 1940 in der Umgebung des Bahnhofs ein Unhold um. Bislang hat er Frauen nur belästigt, geschlagen und vergewaltigt, aber jetzt hat er erstmals ein Opfer ermordet, die dreiundzwanzigjährige Karin Borchert, die spätnachts von ihrer Arbeit in der Fabrik in dem wegen Bombengefahr abgedunkelten Berlin nach Hause gehen musste.

Kriminalsekretär Klaussner referiert den Stand des Wissens.

„Bei der Ermordeten handelt es sich um die dreiundzwanzigjährige Karin Borchert“, begann er und entfaltete zwei schlabbrige Papiere wie museale Fundstücke. „Nach Angaben ihres Belegschaftsausweises, den wir in ihrer Handtasche fanden, war sie Fabrikarbeiterin im Turbinenwerk Borsig und wohnte drüben in der Gartenkolonie Gutland Zwo. Das zweite Dokument ist ein Feldbrief ihres Ehemannes. Er ist

zurzeit Bomberpilot in Frankreich, daher ist davon auszugehen, dass sie allein in der Laube lebt. Sie wurde hier auf dem Nachhauseweg aus der fahrenden S-Bahn auf die Schienen gestoßen. Vorher muss sie während der Fahrt mit heftigen Stößen vergewaltigt worden sein. Der Gerichtsmediziner entdeckte entsprechende Verletzungen und nahm Proben des Scheidensekrets. Dabei fand er neben Sperma auffälligerweise zwei Blutgruppen. Zum einen AB, also ihre eigene, sowie 0, Rhesus negativ, was im Fachjargon auch als Universalblut bezeichnet wird.“ (S. 9)

Die Berliner Kriminalpolizei, kurz Kripo, geht von einem einzigen Serienmörder aus, der aller Wahrscheinlichkeit bald wieder zuschlagen wird. Die Sicherheitspolizei, kurz Sipo, hat sich dagegen eine Theorie zusammengebastelt, dass hier eine Gruppe von Staatsfeinden am Werk ist. Ob die Sipo das wirklich glaubt oder nicht, spielt keine Rolle, da sie die Vorfälle als Handhabe sieht, gegen regimekritische Elemente noch härter vorzugehen als bisher.

Die Kripo ist also gut beraten, den Täter möglichst bald und möglichst ohne Aufsehen zu fassen. Dabei wird die unbewaffnete Kriminalassistentin Luise Adler als Lockvogel eingesetzt, während Kriminalassistent Oscar Zach unbemerkt ihren Schutz gewährleisten soll.

Verdunklung 1940 ist nicht nur ein Kriminalroman, sondern dem Autor Stephan Weichert, Dozent an der Freien Universität Berlin, ist viel daran gelegen, die Repression des Dritten Reiches aufzuzeigen, die sich sowohl gegen selbsterklärte Regimegegner wie auch gegen Minderheiten wie Juden oder Homosexuelle richtet.

Suzanne Blanc
Die gelbe Villa
Kriminalroman

thriller
oro
oro
oro



Suzanne Blanc [1915–1999]

Die gelbe Villa

(The Yellow Villa, 1964)

rororo 02 088 (TB 118 S./DM 2,40)

Reinbek bei Hamburg 1966

Aus dem Amerikanischen von Gisela Stege

Genre: Krimi

Einen Augenblick stand sie da, mit katzenhafter Grazie, und blickte aufs Wasser hinaus; dann wandte sie sich um und sprach mit jemand, der sich anscheinend hinter ihr im Zimmer befand. Ihre Stimme wurde, wie alle anderen Geräusche, von der Brandung übertönt, aber ihr spöttisches Achselzucken sagte genug.

Durch den bewegten Vorhang aus Palmwedeln sahen die beiden Arbeiter jetzt auch den Mann. Er kam auf den Balkon heraus – groß, blond; er nahm Rita in die Arme und wollte sie küssen. Es sah aus wie eine der leidenschaftlichen Liebesszenen in Ritas Filmen. Verbissen wehrte sie ab. Ihr Nackenknoten löste sich, und das schwarze Haar fiel

über ihre Schultern. Sie riß sich los und schlug dem Angreifer heftig ins Gesicht. Sie versuchte, an ihm vorbei ins Haus zu kommen, doch er packte sie von neuem. Diesmal schlossen sich seine Hände um ihren Hals, und er drückte sie rücklings über das Geländer. Ihre Finger krallten nach seinen Augen...

Es ging alles sehr schnell. Erst als Rita zusammensackte und vom Balkon in die Tiefe stürzte, erfaßten die beiden Arbeiter, daß sie soeben Zeugen eines Mordes gewesen waren. Wie gelähmt sahen sie, daß der Mann sich über das Geländer beugte und mit den Augen die Straße absuchte; dann richtete er sich auf und lief ins Haus zurück. (S. 8f)

In der Kleinstadt Mazatlán in Mexiko steht in Meeresnähe die sogenannte Gelbe Villa, die im Besitz der einstmals sehr populären, aber jetzt im Alter von vierzig Jahren zum vorzeitigen Ruhestand gezwungenen, indiostämmigen Schauspielerin Rita Reles gehört. Im Haus wohnen noch La Reles Vater und ihr Liebhaber, der sich Steve Walden nennt.

Ebendieser Walden, der womöglich an einer psychischen Erkrankung leidet, wirft La Reles vom Balkon ihres Hauses und verschwindet, wird dabei aber von zwei Arbeitern gesehen, die ihn allerdings nicht kennen.

Zur gleichen Zeit landet eine Amerikanerin namens Marcia Palmer in Mazatlán, um hier ihren Freund Ted Ferguson zu treffen, der sich allerdings nicht einfindet.

Da Ritas Vater José Reles laut tönt, er würde den Mörder seiner Tochter umbringen, wird er sogleich von der Polizei verhaftet, als die Leiche von Walden gefunden wird; der nicht sonderlich kluge Comissionado Almagro freut sich über seinen schnellen Erfolg.

Inspektor Miguel Menendez hat seine Zweifel an der Schuld des geständigen Vaters, weil dieser keine Angaben zur Ausübung seiner Tat machen will; allerdings hat Menendez, der für Touristenverbrechen zuständig ist, in diesem Fall keine Kompetenz, ermittelt aber unter der Hand.

Der Verdacht von Menendez ist begründet, denn wie vorerst nur der Leser weiß, hat Walden Ferguson ermordet und mit

ihm Kleider und Papiere getauscht, nachdem er dessen Gesicht unkenntlich gemacht hat.

Die gelbe Villa ist ein unterhaltsamer Krimi, dessen Autorin sich leider zu sehr um literarischen Anspruch bemüht und infolgedessen den Text mit belanglosen Nebensächlichkeiten streckt.

JENNIFER L.
ARMENTROUT

Healed

EINE LIEBE
ZWISCHEN LICHT
UND DUNKELHEIT

DIE AUTORIN
DES BESTSELLERS



HEYNE <

Jennifer L. Armentrout

***Brighton Jussier 5: Healed. Eine Liebe
zwischen Licht und Dunkelheit
(The Queen, 2020)***

Heyne 32 276 (PB 240 S./€ 13,00)

München 2023

**Aus dem Amerikanischen von Sonja
Rebernik-Heidegger**

Genre: Phantastik

Schwanger.

In der achten Woche oder sogar darüber.

Die in einem solchen Fall gebräuchlichste Antwort seit Frauengedenken lag mir auf der Zunge und hätte mich sofort als Idiotin entlarvt.

Das ist unmöglich.

Ich starrte die Fae-Ärztin mit der silbernen Haut an, während die Stimme der Logik und Vernunft in meinem Kopf mir leise zuflüsterte, dass es sehr wohl möglich war. *So etwas passiert nun mal, wenn man ungeschützten Sex hat, Brighton Jussier.*

Die Stimme klang verdächtig nach meiner Mutter, wenn sie ausnahmswei-

se einmal sie selbst gewesen war und nicht die verwirrte, verlorene Hülle, die nach dem Angriff der Winterfae übrig geblieben war.

„Ist alles okay?“, fragte Luce, doch dann zog sie die Nase kraus. „Blöde Frage. Ich schätze, das waren nicht gerade die Neuigkeiten, die du erwartet hast, oder?“ (S. 5)

Die Menschin Brighton Jussier lebt im Reich der Sommerfae als Gefährtin des Königs Caden. Nun ist sie unvermutet schwanger geworden und wird, wenn kein Unglück geschieht, einen Halbling zur Welt bringen. Es gibt allerdings eine düstere Prophezeiung, die besagt, dass ein Halbling die Pforten zwischen den Welten öffnen wird, was Tod und Zerstörung zur Folge haben wird.

Am Ende von *Healed*, des letzten Romans in der Serie um Brighton Jussier, geht aber doch noch alles gut aus.

MICHAEL INNES
Appleby und
Honeybath
Kriminalroman

SERIE PIPER SPANNUNG



***Innes, Michael: Appleby und Honeybath**

Michael Innes [John Innes Mackintosh Stewart, 1906–1994]

John Appleby 33 & Charles Honeybath 4: Appleby und Honeybath

(*Appleby and Honeybath*, 1993)

Piper SP 15 510 (TB 186 S./DM 9,80)

München 1991, 3. Auflage

Aus dem Englischen von Christine Boness

Genre: Krimi

Die Affäre, könnte man sagen, begann so, wie die meisten Abenteuer Charles Honeybaths zu beginnen pflegten, mit dem Auftrag nämlich, ein Porträt zu malen. Aber genauer gesagt begann sie damit, daß er die Leiche in der Bibliothek fand. Wessen Leiche es war und wie sie dorthingekommen war und wann und warum: das waren Fragen, die noch einige Zeit im dunkeln bleiben sollten. Zu vermerken ist jedenfalls, daß die Bibliothek der am wenigsten frequentierte Raum im Hause war und da-

her offensichtlich bestens dazu geeignet, dort unauffällig eine Leiche zu deponieren. Honeybath hatte sie aus einer Laune heraus betreten, die ihm so unerfindlich war, daß er sie selbst seinem alten Freund John Appleby kaum zu erklären vermochte.

Porträtiert werden sollte ein gewisser Terence Grinton, ein robuster, rotgesichtiger Mann mittleren Alters, der sich im „Who's who“ als Grundbesitzer bezeichnete und für den ausgedehnte Fuchsjagden über zwei Grafschaften hinweg eine Art religiöser Offenbarung darstellten, wie ohne Übertreibung behauptet werden kann. Das Porträt war von seinen dankbaren Jagdkumpanen in Anerkennung der Tatsache in Auftrag gegeben worden, daß er schon seit ewigen Zeiten die Rolle des Masters of Foxhounds, des obersten Jagdleiters, wahrgenommen hatte, die ihn in beträchtliche Unkosten stürzte.

Die Auftraggeber, die vielleicht etwas altmodische Vorstellungen davon hatten, was man einem Mitglied der Royal Academy vorschreiben konnte, hatten

sich ausbedungen, daß es keinen modischen Firlefanz geben dürfe: Der alte Terry mußte seinen roten Jagdrock und einen Zylinder tragen. Honeybath hatte sofort zugestimmt. Die Kombination von Jägerrot und rötlichem Teint (an sich weiß Gott nicht selten) war ein Problem, das ihn reizte. (S. 5)

The affair may be said to have started, as Charles Honeybath's adventures were apt to do, with his engaging to paint a portrait. But more exactly, it started when he found the body in the library. Whose body it was, and how it had come there, and why, and when: these were matters for some time to be much in doubt. But it may be stated at once that the library was the least frequented room in the house, and therefore of obvious convenience for unobtrusively storing a corpse. Honeybath himself had gone into the place only on an impulse so merely whimsical that he found it embarrassing to explain even to John Appleby, although the men were old friends.

The portrait was to be of a certain Terence Grinton, a red-faced man in robust middle age, who described himself in *Who's Who* as a landed proprietor, and for whom pursuing foxes over the length and breadth of two counties might fairly be described as a variety of religious experience. The portrait was being subscribed for by his fellow Nimrods and Jorrockses in recognition of the fact that for donkeys' (or hunters') ages he had sustained the role of MFH at considerable expense to himself.

The subscribers, who had perhaps slightly old-fashioned ideas on what they might dictate to a Royal Academician, had stipulated that there should be no nonsense about the thing: old Terry must be in a pink coat and wearing his topper. Honeybath had agreed at once. The combination of hunting pink and sanguine complexion (which is common enough) was a problem that interested him.

Terence Grinton, ein englischer Baron uralter Abstammung, ist ein nicht unsympathi-

scher Grobian, der mächtig stolz darauf ist, nur von der Jagd etwas zu verstehen und auf alle schönen Künste mit Verachtung herabblicken zu können. Dennoch haben seine Standesgenossen Geld gesammelt, um ihm ein Gemälde von einem der beliebtesten Porträtmaler Englands, Charles Honeybath, zu stiften, weshalb Selbiger sich gegenwärtig in Grinton Hall aufhält und sich den Kopf über die Gestaltung seines neuesten Werks zerbricht. Zufälligerweise sind auch Sir John Appleby, Chef von Scotland Yard im Ruhestand, und seine Frau Lady Judith, die mit Grinton weitläufig verwandt ist, ebenfalls anwesend. Weitere Gäste sind Grintons Tochter Magda mit ihrem Ehemann Giles Tancock, einem Auktionator mit Spezialgebiet antiquarische Bücher; eine Mrs. Mustard, ein übersinnliches Medium; eine Frau Professor Kate Arne, die frühere Tutorin von Magda; ein gewisser Hallam Hillam, ein ziemlich ordinärer Curator unbestimmter Profession, der sich anscheinend selbst eingeladen hat; und natürlich der unvermeidliche, stoische und erstaunlich gebildete Butler namens Burrow sowie weiteres Hauspersonal.

Honeybath überlegt, wo und wie er sein Opfer porträtieren könnte, so dass es ein wenig der Lächerlichkeit preisgegeben würde, aber so hintergründig, dass es dieses selbst nicht bemerken würde.

Sein letzter Auftrag war das Porträt eines Masters, eines bedeutenden Theologen, für dessen College in Cambridge gewesen. Passenderweise hatte Honeybath diesen Gelehrten in seinem Studierzimmer in Pose gesetzt, vor dem Hintergrund von kalbsleder- und velin-gebundener Kirchenväterweisheit, die vom Boden bis an die Decke reichte. Die unhandlichen, voluminösen Folianten sahen aus, als wären sie unter den Händen Johann Gutenbergs um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Mainz entstanden und hätten seitdem ständig an Gewicht zugenommen. Dieser turmhohen Last von Gelehrsamkeit hatte Honeybath eine winzige, nur für das geübte Auge wahrnehmbare Vorwärtsneigung verpaßt, die reichte, um den beunruhigenden Eindruck zu erwecken, der Master befände sich in beträchtlicher Ge-

fahr, dort an seinem Schreibtisch unter all den Büchern begraben zu werden. (S. 7)

His last job had been providing a Cambridge college with a likeness of its Master, who was an eminent theologian. Very properly, Honeybath had posed this scholar in his study and against a background of calf-and-vellum-bound patristic learning rising from floor to ceiling. The books were all outsize folios, and bulky at that. They looked as if they had come into being at the hands of Johann Guttenberg in Mainz round about the middle of the fifteenth century and had been putting on weight ever since. To this towering burden of learning Honeybath had imparted a minute forward tilt, imperceptible in itself to other than a trained eye, but sufficient to create an uneasy impression that the Master was at some considerable risk of erudite entombment as he sat at his desk.

Zwar waren die meisten von Grintons Vorfahren vom gleichen Schlag wie er selbst, aber es gab doch einige schwarze Schafe in der Familie, die Kunst oder gar wertvolle Bücher sammelten, weshalb das weitläufige, infolge von zahlreichen Anbauten stark verschachtelte Herrenhaus über eine bewundernswerte Bibliothek verfügt – in die sich allerdings seit Jahren niemand mehr verirrt hat.

Doch Honeybath spielt mit dem Gedanken, den Hausherren ironischerweise vor einer Wand alter Folianten abzubilden, betritt ahnungslos die Bibliothek – und findet dort in einem Sessel die Leiche eines Mannes. Geistesgegenwärtig versperrt Honeybath die Bibliothek, nimmt den Schlüssel mit sich und verständigt Appleby. Als Beide die Bibliothek wieder betreten, ist die Leiche verschwunden.

Honeybath ringt um Erklärungen.

„Es ist wie eines dieser Geheimnisse des verschlossenen Raums.“

„Eines dieser was?“

„Nun, wie in Kriminalromanen eben.“
Honeybath wurde klar, daß er sich auf

eine ziemlich alberne Gesprächsebene begeben hatte. „Ein Verbrechen oder irgend so etwas passiert hinter verschlossenen Türen, so daß der Täter eigentlich nicht entkommen kann. Nur handelt es sich hier um die Leiche.“

„Ach, das! Verstehe.“ Appleby klang nicht sehr interessiert. „Ich kann mich nicht daran erinnern, je mit einem solchen Fall betraut gewesen zu sein. Wie du weißt, liegt die Zeit, in der ich Spürhund war, ziemlich weit zurück. Aber zweifellos haben wir hier deine verschlossene Tür. Im Moment zumindest sieht es ganz so aus. Deine Leiche ist durch das Dach entschwunden oder so ähnlich. Postmortale Levitation. Oder aufgefahren gen Himmel...“ (S. 14f)

‘It’s like one of your sealed room mysteries.’

‘One of my what?’

‘Well, in thrillers, then.’ Honeybath felt that he had embarked on rather a foolish line of talk. ‘A crime or something taking place behind locked doors, so that the perpetrator couldn’t seem-

ingly have got out. Only here it's the corpse.'

'Oh, that! I see.' Appleby didn't sound interested. 'I can't remember running across anything of the sort. But I may have. As you know, my bloodhound days are rather far behind me. But here your locked door has happened, without a doubt. Or without, at least, an immediate doubt. Your corpse has vanished through the roof, or something like that. Post-mortem levitation. Or an Assumption...'

Es wäre denkbar, dass der Mann nicht tot, sondern nur betäubt war und sich daher aus eigener Kraft entfernen konnte. Dem steht jedoch entgegen, dass die Fenster der Bibliothek von innen verschlossen und sogar von einer Alarmanlage gesichert sind, und dass die einzige Türe versperrt war. Da bleibt, so sinniert Appleby, nur noch ein Wunder – oder, was er aber nicht ausspricht, dass Honeybath einer Halluzination erlegen ist.

Aber dann entdeckt Appleby eine nicht auf den ersten Blick sichtbare, enge Wen-

deltreppe in einen Kellerraum, in dem alte Bücher und Papiere wie Kraut und Rüben gestapelt sind. Doch auch der Keller hat keinen zweiten Ausgang. Sollte der Unbekannte durch den zugegebenermaßen recht breiten Kamin verschwunden sein?

Doch die nächste Überraschung harrt bereits auf die Beiden: Ein Bücherregal entpuppt sich als Attrappe und führt in eine ganze Flucht von Anbauten, die offenbar in besseren Zeiten als Wirtschaftsräume dienten, und von diesen ins Freie. In einem dieser verlassenen Zimmer findet sich eine Campingausrüstung, was den Schluss nahelegt, dass der Verschwundene sich hier häuslich eingerichtet hatte, um in der Bibliothek heimlich Nachforschungen zu betreiben.

Appleby und Honeybath machen dem Hausherrn Meldung, der nicht wenig konsterniert ist.

„Er saß einfach mitten im Raum in einem Sessel“, brachte Honeybath mühsam hervor. „Es war jemand, den ich mit Sicherheit noch nie zuvor gesehen habe.“

„Weder tot noch lebendig, was?“ Wie beinahe vorausszusehen war, fand Grinton, daß diese Frage eine kurze, jedoch laute Heiterkeit verdiente. „Appleby, waren Sie bei diesem künstlerischen Erkundungsgang dabei?“

„Nein. Aber ich war danach mit Honeybath in der Bibliothek.“

„Und sahen die Leiche?“

„Nein. Die Leiche ist verschwunden.“

„Verschwunden!“ Das war offenbar endlich etwas, worüber es sich mit aller Berechtigung zu empören galt. „Aus meiner Bibliothek ist eine Leiche verschwunden? Das ist ungeheuerlich! Ich werde die Polizei rufen lassen. Dolly, geh ans Telefon und sag ihnen, wir sind alle verrückt geworden. [...]“ (S. 31f)

‘He was simply sitting in a chair in the middle of the room,’ Honeybath managed to articulate. ‘He was somebody I’d certainly never seen before.’

‘Whether alive or dead – eh?’ Almost predictably, Grinton judged this question deserving of brief but loud mirth.

‘Appleby, were you in on this artistic reconnaissance?’

‘No, I was not. But I’ve been in the library with Honeybath again since.’

‘And viewed the body?’

‘No. The body has now disappeared.’

‘Disappeared!’ It was as if here at last was something about which a just indignation must be expressed. ‘A dead body has *disappeared* from my library? It’s monstrous! I’ll send for the police. Dolly, get on the telephone and tell them we’ve all gone mad. [...]’

Telefonisch wird ein Inspektor Denver herbeigerufen, ein ruhiger, zurückhaltender Mann, der seine Gesprächspartner stets mit „Ganz recht, Sir.“ zu beruhigen versteht, bevor er ihnen genau das Gegenteil dessen beweist, was sie zuvor gesagt hatten. Mit Applebys und Honeybaths Hilfe gelingt es ihm am Ende, das große, undurchsichtige Rätsel zu lösen.

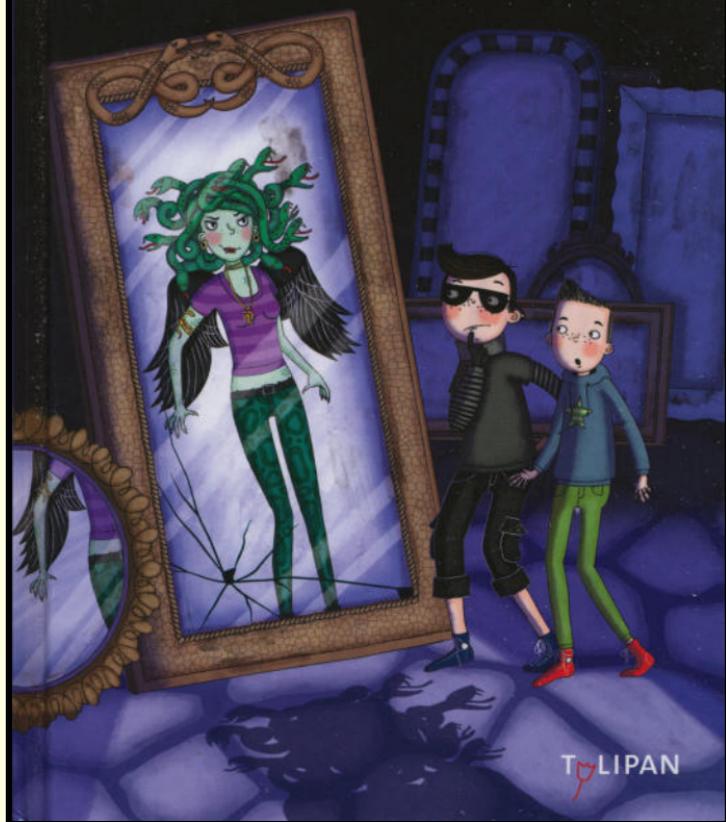
Appleby und Honeybath zeichnet sich durch eine raffinierte Handlung sowie durch interessante, zugespitzt geschilderte Charaktere aus. Das Hauptvergnügen berei-

tet dem Leser jedoch Michael Innes' Stil, der vor Witz und Ironie nur so sprüht. Dass auch der deutsche Leser in diesen Genuss kommt, verdankt er der vorzüglichen Übersetzung von Christine Boness.

Andreas Schlüter

Die Schattenjäger

In Medusas Bann



Andreas Schlüter [1958–]

Die Schattenjäger 3: In Medusas Bann

Tulipan (HC 132 S./€ 10,00)

München 2016

Genre: Phantastik

Ängstlich schaute ich zum Friseursalon, in dem gerade meine Schwester saß. Mir war nicht ganz klar, wovor ich Angst hatte. Aber ich war mir ziemlich sicher, dass Olli wieder etwas wusste, von dem ich nicht mal etwas ahnte.

„Wa... was ist denn mi... mit dem Friseur?“, fragte ich.

„Ich war schon mal bei dem“, erklärte Olli, immer noch mit leiser Stimme. „Mein Vater betreut als Tierarzt deren Pferd Poseidon. Deshalb kennt er die beiden alten Friseur-Schwestern.“

„Schwestern?“, fragte ich. „Stiena und Euralie“, erklärte Olli mir. „Denen gehört die Bruchbude. Dabei haben Mama und Papa mir endlich erlaubt, zu City Haircut zu gehen. Dort gibt's wenigstens Flatscreen, auf dem Zeichentrickfilme laufen oder der Sportkanal. Und nun hat der Urlaub! Sieh dir diesen La-

den doch mal an. Außerdem mieft es da drinnen nach Leiche.“ (S. 16f)

Rickys kleine Schwester Doro hat sich aus Versehen die Haare mit einem Färbemittel gewaschen und muss daher dringend zum Friseur. Weil der Friseur, den die Familie stets nutzt, gerade Urlaub hat, fahren Mutter, Ricky und Doro zu einem anderen Laden namens „Hairlich!“, der allerdings auf Ricky und seinen unternehmungslustigen Freund Olli, der freundlicherweise mitgekommen ist, einen überaus düsteren Eindruck macht.

Die Beiden beobachten, dass zwei Männer, die den Laden betreten – ein Vertreter und ein Radfahrer –, auch nach längerer Zeit nicht wieder herauskommen – Mutter und Doro zum Glück aber schon.

Weil Olli das Geheimnis des Ladens um jeden Preis erforschen will, stellt er sich als Friseurobjekt zur Verfügung, wobei ihn Ricky begleiten muss, weil Olli die Vermutung hegt, jeweils zwei Personen könnten den Laden wieder unbeschadet verlassen. Kaum sitzt Olli im Friseurstuhl, schon hat ihm die Friseurin namens Magdalena Emilia

D., USA, die ihre beiden Schwestern vertritt, eine Glatze geschnitten.

Als Nächster soll sich Ricky opfern, der nach Meinung seiner Mutter auch einen Haarschnitt vertragen könnte.

Vor dem Friseurladen erwartete uns eine Überraschung. Links und rechts vor dem Eingang standen plötzlich zwei steinerne Statuen, die zwei Männer darstellten. Aber es waren keine Krieger oder griechische Götter, wie man es von Statuen in Museen kennt. Die eine Skulptur schien einen modernen Anzug zu tragen, die andere Sportkleidung. Die Gesichter waren nicht richtig zu erkennen, aber ihre Augen und Münder waren weit aufgerissen wie in einer Schrecksekunde.

Einen Augenblick blieb ich stehen und betrachtete die seltsamen Figuren mit einem mulmigen Gefühl. Die sahen so verdammt realistisch aus! Wir schlossen unsere Räder an und gingen langsam um die Skulpturen herum. Irgendwie hatten sie etwas Unheimliches. Olli wusste natürlich sofort, wieso. „Dir ist

schon klar, wer das ist, oder?“, flüsterte er mir zu.

Nein, das wusste ich nicht. „Wie: wer das ist? Das sind zwei Steinfiguren. Du meinst, wen sie *darstellen* sollen?“

Doch Olli wäre nicht Olli gewesen, wenn er es nicht genau so gemeint hätte, wie er es gesagt hatte.

„Nein!“, widersprach er. „Die sollen nicht den Vertreter und den Radfahrer *darstellen*, sie *sind* es!“ (S. 16f)

Die beiden steinernen Figuren vor dem Friseurladen, die erst jüngst aufgestellt wurden, ähneln verblüffend den beiden Männern, die im Gebäude verschwunden sind. Olli hat auch schon eine Theorie parat: Bei der Friseurin handelt es sich um Niemand anders als Medusa.

In Medusas Bann ist ein amüsanter, flott erzählter phantastischer Roman für Leser aller Alterstufen.

Stanley Ellin

**Nagelprobe
mit einem Toten**



**KAISER
KRIMI**

Stanley Ellin

***Nagelprobe mit einem Toten. Erzählungen
(Kindly Dig Your Grave and Other Wicked
Stories, 1977)***

Kaiser Krimi 011 (TB 138 S./DM xx)

Klagenfurt 1985

Aus dem Amerikanischen

Genre: Krimi

Sein Arm bewegte sich und nahm die Flasche aus dem Bereich des Tisches. Die Flasche kippte langsam. Völlig verblüfft sah ich Wein aus ihr fließen und sich auf das Parkett ergießen. Tropfen spritzten auf Kassoulas' Schuhe, näßten seine Hosenaufschläge. Die Lache auf dem Fußboden wuchs.

Ein unmenschlicher gurgelnder Laut von de Marechal riß mich aus meiner Erstarrung. Dann ein wilder Schrei des Entsetzens von Sophia Kassoulas.

„Max!“ schrie sie. „Kyros, hör auf! Um Gottes willen, hör auf! Siehst du nicht, was du ihm antust?“ Sie hatte Grund zum Entsetzen. Auch ich geriet in Entsetzen, als ich de Marechals Zustand sah. Sein Gesicht war aschfahl, sein

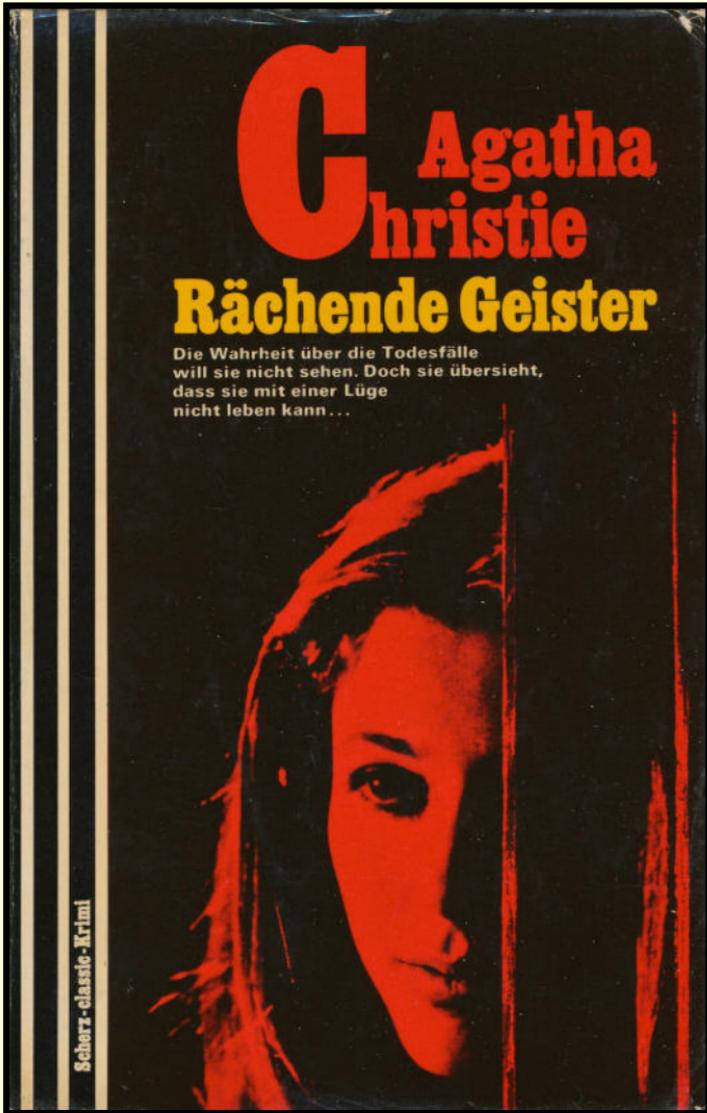
Mund stand weit offen, seine Augen waren auf den roten Strahl fixiert, der sich erbarmungslos aus der Flasche in Kassoulas' unerschütterlicher Hand ergoß, und traten ihm in wahnwitzigem Schrecken aus dem Kopf. (S. 30, „Nagelprobe mit einem Toten“)

Sophia, die Ehefrau des unermesslich reichen Weinliebhabers Kyros Kassoulas, hatte eine Affäre mit dem herzkranken Weinjournal-Schriftsteller Max de Marechal. Kassoulas rächt sich, indem er bei Broulet & Drummond in Paris die einzig erhaltene Flasche des legendären 1929er Burgunders Nuits Saint-Oen für sage und schreibe hunderttausend Francs kauft, obwohl selbst dieser Wein, von dem man nicht einmal weiß, ob er nicht schon tot ist, mit zweitausend Francs reichlich bezahlt wäre.

Kassoulas rächt sich nun an seinem Nebenbuhler, indem er bei der zeremoniell höchst anspruchsvollen Weinprobe den sündteuren Rebensaft einfach auf den Boden ausgießt, woraufhin der entsetzte de Marechal von einem Herzanfall dahingerafft wird. Auch die Ehe von Kassoulas &

Sophia nimmt eine glückliche Wendung, weil die bislang frustrierte Frau beglückt ist darüber, dass ihr Mann ein derartiges Vermögen opfert, um sie zurückzugewinnen.

Nagelprobe mit einem Toten enthält folgende gagorientierte Erzählungen: „Nagelprobe mit einem Toten“; „Das Ohr“; „Wer anderen eine Grube gräbt“; „Ein Polizist ist auch ein Mensch“; „Die zwölfe Statue“.



*Christie, Agatha: Rächende Geister

Agatha Christie [Agatha Mary Clarissa Christie, Lady Mallowan, geb. Miller, 1890–1976]

Rächende Geister

(Death Comes at the End, 1945)

Scherz 00 474 (TB 144 S./DM 4,80)

Bern München Wien 1977, 11. Auflage

Aus dem Englischen

Genre: Historischer Krimi

Hori seufzte. Dann entgegnete er freundlich: „Du begreifst nicht, Renisenb. Es gibt das Übel, das von außen kommt, das sichtbar ist, wenn es angreift, aber es gibt auch noch eine andere Verderbnis, die innerlich ausgebrütet wird, die sich äußerlich nicht zeigt. Sie wächst langsam, Tag für Tag, bis schließlich die ganze Frucht verfault ist, von Krankheit zerfressen.“

Renisenb starrte ihn an. „Was meinst du eigentlich? Was ist dieses Übel, von dem du sprichst?“

Er sah sie an, und plötzlich lächelte er. „Vergiß, was ich sagte, Renisenb. Ich

dachte an die Krankheiten, die die Früchte des Feldes befallen.“

Sie stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. „Ich bin froh. Ich dachte ... ach, ich weiß nicht, was ich dachte.“ (S. 12)

Hori sighed. Then he said gently:

„You do not understand, Renisenb. There is an evil that comes from outside, that attacks so that all the world can see, but there is another kind of rotteness that breeds from within—that shows no outward sign. It grows slowly, day by day, till at last the whole fruit is rotten—eaten away by disease.”

Renisenb stared at him. He had spoken almost absently, not as though he were speaking to her, but more like a man who muses to himself.

She cried out sharply:

„What do you mean, Hori? You make me afraid.”

„I am afraid myself.”

„But what do you mean? What is this evil you talk about?”

He looked at her then, and suddenly smiled.

„Forget what I said, Renisenb. I was thinking of the diseases that attack the crops.”

Renisenb sighed in relief.

„I’m glad. I thought—I don’t know what I thought.”

Wir befinden uns im Alten Ägypten, in einer der Zeiten zwischen zwei Großreichen. Der verwitwete Imhotep ist nicht nur ein Ka-Priester, sondern auch ein erfolgreicher Geschäftsmann, der häufig auf Reisen in den Norden ist. Zu Hause kümmern sich seine erwachsenen Söhne um die Geschäfte: Yahmose ist folgsam, hat wenig Initiative und ist mit der ehrgeizigen Satipy verheiratet; Sobek ist dumm, brutal und mit der stillen Kait verheiratet; der jüngste Sohn, Ipy, ist noch ein Jugendlicher, aber er ist machthungrig, klug und skrupellos. Am Hof leben noch Imhoteps greise, schroffe und überaus lebenskluge Mutter Esa; der zurückhaltende, tüchtige und treue Geschäftsführer Hori; sowie die alte Dienerin Henet, die das Vertrauen von Imhotep genießt,

aber in Wirklichkeit eine kriecherische Intrigantin ist. Imhoteps Tochter Renisenb, aus deren Sicht wir die Geschichte erleben, ist kürzlich mit ihrer eigenen Tochter Teti zu ihrem Vater zurückgekehrt, weil ihr geliebter Mann früh gestorben ist.

Aber nun ist Imhotep aus dem Norden zurückgekehrt und hat nicht nur einen jungen Schreiber namens Kameni mitgebracht, der sogleich die Herzen der Frauen für sich gewinnt, sondern auch eine junge Frau namens Nofret, die sowohl eitel als auch herrschsüchtig ist und sogleich sämtliche Söhne Imhoteps sowie deren Frauen gegen sich aufbringt.

Imhotep muss wieder in Geschäften abreisen und will sein junges Kebsweib in der Obhut seiner Familie zurücklassen. Seine Mutter Esa rät ihm dringend, Nofret mitzunehmen.

„[...] Es belustigt mich. Immerhin gebe ich dir den Rat, das Mädchen mitzunehmen, wenn du wieder in den Norden reist.“

„Ihr Platz ist hier, in meinem Hause!
Und wehe demjenigen, der sich unter-
steht, sie schlecht zu behandeln.“

„Es geht nicht um die Frage schlechter
Behandlung. Doch bedenke, es ist leicht,
trockenes Stroh in Brand zu setzen. Es
gibt

Orte, an denen für eine Frau nicht gut
sein ist...“ Esa schwieg ein Weilchen,
dann fuhr sie langsam fort: „Nofret ist
schön. Aber bedenke dies: Durch die
gleißenden Glieder der Weiber werden
Männer zu Toren, und siehe, in einer
Minute sind sie entstellte Karneole ge-
worden...“ Ihre Stimme vertiefte sich,
als sie weiterzitierte: „Ein bißchen, ein
wenig, so etwas wie ein Traum, und am
Ende kommt der Tod ...“ (S. 23)

„[...] I am amused. There will be good
sport to watch in the household—but I
say all the same that when you go
North again you had best take the girl
with you.”

„Her place is here, in my household!
And woe to any who dare ill-treat her.”

„It is not a question of ill-treatment. But remember, it is easy to kindle a fire in dry stubble. It has been said of women that ‘the place where they are is not good. ...’ ”

Esa paused and said slowly:

„Nofret is beautiful. But remember this: Men are made fools by the gleaming limbs of women, and lo, in a minute they are become discoloured cornelians. ...”

Her voice deepened as she quoted: „A trifle, a little, the likeness of a dream, and death comes as the end ...”

Doch Imhotep hört nicht auf den guten Rat seiner Mutter, sondern reist ohne Nofret ab. In seiner Abwesenheit kommt es schnell zum Streit: Kait schlägt Nofret ins Gesicht; Nofret lässt Kameni einen Brandbrief an Imhotep schreiben; Imhotep schreibt zurück, er werde Yahmose und Sobek zugunsten von Nofret enterben.

Als Reninseb in Begleitung von Satipy das Grab ihrer Mutter besuchen will, macht sie eine grausige Entdeckung.

Dann gewahrte sie es, das dunkle Bündel, das im Schatten des Felsens lag. Sie eilte weiter, bis sie dicht davor stand.

Da lag Nofret mit verkrümmtem Körper und offenen, blinden Augen...

Renisenb bückte sich und berührte die kalte Wange. Sie richtete sich wieder auf und blickte auf die Tote hinab. Sie hörte kaum, daß Satipy zu ihr trat.

„Sie muß gefallen sein“, sagte Satipy. „Sie ist von der Klippe heruntergestürzt. Vielleicht hat sie eine Schlange erschreckt.“ (S. 53)

Then she saw it—the dark bundle lying under the shadow of the cliff ... She hurried along until she stood close beside it.

There was no surprise in her at what she saw. It was as though already she had expected it... .

Nofret lay with her face upturned, her body broken and twisted. Her eyes were open and sightless. ...

Renisenb bent and touched the cold stiff cheek then stood up again looking

down at her. She hardly heard Satipy come up behind her.

„She must have fallen,” Satipy was saying. „She has fallen. She was walking along the cliff path and she fell. ...”

Nofret ist tot, dem Anschein nach von einer Klippe gefallen. Man befindet auf einen Unfall, aber Reninseb hat angesichts des allgemeinen Hasses auf das Kebsweib den Verdacht, Jemand müsse Nofret gestoßen haben. Die Frage ist allerdings, wer von den vielen Verdächtigen der wahre Täter ist.

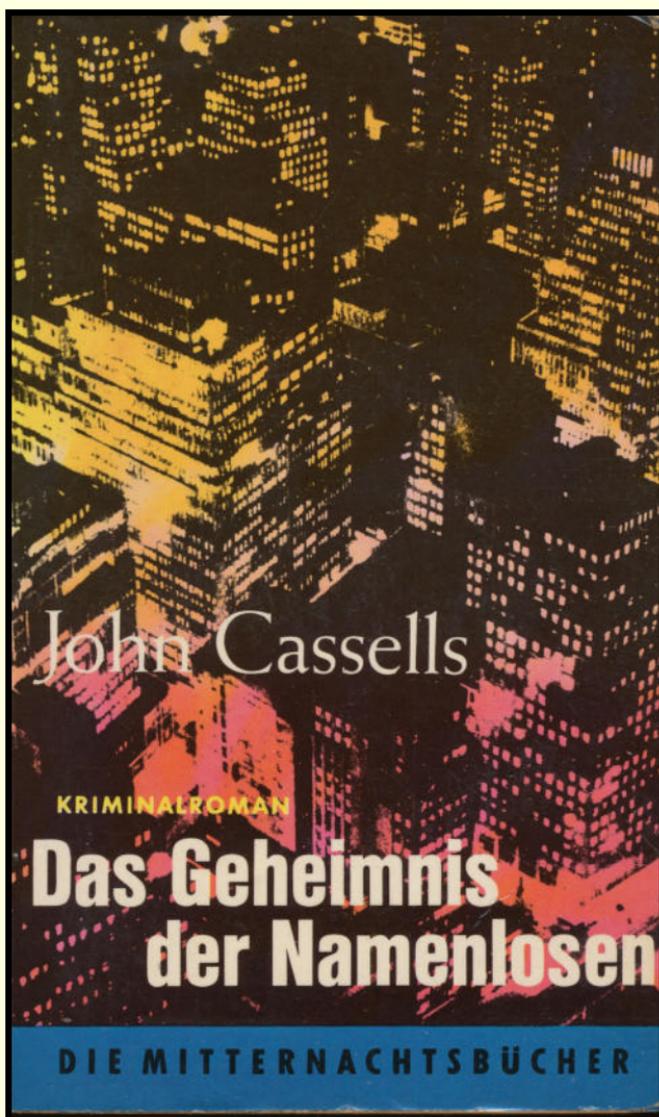
Bevor diese Frage geklärt wird, kommt es allerdings zu einer wahren Mordserie, die Furcht und Schrecken bei den Überlebenden auslöst.

Rächende Geister ist ein gelungener historischer Krimi aus dem alten Ägypten. Besonders faszinierend ist die Geschichte der Familie bis zum ersten Mord: Agatha Christie konzentriert sich in diesem Abschnitt darauf, die Figuren zu charakterisieren und ihre wechselseitigen Beziehungen darzustellen – allerdings stets aus der Sicht von Reninseb beschrieben, die nicht sonderlich welterfahren ist und die Menschen nicht so

gut durchschaut wie beispielsweise ihre Großmutter Esa; aber selbst diese kann erst spät ergründen, wer der Mörder sein könnte.

Dass Agatha Christie ihren Roman in die Vergangenheit verlegt hat, war ein guter Kniff: In der Gegenwart würden die Mitglieder einer besseren Familie ihre Gefühle nicht so offen zeigen, während eine Familie der Unterschicht kein Erbe hätte, um das es sich zu streiten lohnte.

Ab dem ersten Mord wandelt sich der Roman von Familiendrama zum Krimi und verliert damit bereits einen Teil seiner Faszination, weil seine Glaubwürdigkeit angesichts der vielen unerklärlichen Morde nachlässt. Der Schluss schließlich ist ein wenig enttäuschend, weil das Motiv des Täters nachträglich konstruiert erscheint.



**John Cassells (W. Murdoch Duncan,
1909–1975)**

***Oberinspektor Flagg 2: Das Geheimnis der
Namenlosen***

(The League of Nameless Men, 1948)

**Kurt Desch, Die Mitternachtsbücher 205
(TB 176 S./DM 2,40)**

München Wien Basel 1964

**Aus dem Englischen von Luise Däbritz
Genre: Krimi**

Tom Sutton war bereits seit mehr als einem Jahr in Dart-moor, bevor er von den Namenlosen hörte, und daß dies überhaupt der Fall war, verdankte er Brophhey. Er kannte Brophhey gut und sollte ihn später noch besser kennenlernen. Er war mit Brophhey, einem unteretzten, heiteren Mann mittleren Alters, im gleichen Abteil nach Devonshire gefahren, und dieser hatte ihn durch seine Kenntnis der üblichen Formalitäten beeindruckt. Sogar der sture uniformierte Sergeant, der sie begleitete, hatte sich ihm gegenüber höflich benommen, was Sutton sofort auffiel.

Später hatte er Brophay besser kennengelernt. Im Laufe der Zeit hatten sie sich bei der Arbeit in der großen Wäscherei oder bei trockenem Wetter auf dem Moor angefreundet, und hier bei dieser letzten Gelegenheit, wenn die Disziplin nachließ und sich die Wärter unterhielten, gab Brophay seine manchmal lehrreichen und stets interessanten Gedanken von sich. Tom Sutton hörte ihnen immer zu und fand sie wertvoll, sogar unterhaltend, denn Brophay war schon früher in Dartmoor gewesen (wenn er dies auch leugnete) und hatte aus seinen Erfahrungen gelernt. Er war Ire, hatte aber den größten Teil seines Lebens in London verbracht. Wie die meisten Iren war er ein guter Unterhalter, und es gab wenige Männer aus seiner Branche, über die der rothaarige Mann nicht einen Kommentar abgeben konnte.

Auf diese Weise hörte Tom durch ihn von den verschiedenen Verbrecherbanden und auch zum ersten Male von dem meistgehaßten Mann, Chefinspektor Mackay. In Dartmoor gab es Männer,

die allabendlich beteten, daß ihn der Blitzstrahl himmlischer Vergeltung treffen möge.

Von ihm erzählte Brophay mit mehr Feuer als üblich, denn er war kein leidenschaftlicher Mann. (S. 5)

Tom Sutton sitzt in Dartmoor ein. Dort versuchen der Ire Brophy und der Mörder Drew Seldon, ihn für eine verbrecherische Organisation, die „Namenlosen“, zu verpflichten. Nach seiner Entlassung kommt Sutton in Kontakt mit diesen Gangstern, wie es von Anfang an geplant war, denn er ist in Wirklichkeit nicht nur unschuldig, sondern ein vom Innenministerium abgestellter Offizier, der die Bande undercover ausforschen soll. Mit Hilfe von Sutton gelingt es dem tüchtigen Oberinspektor Flagg schließlich, den bestens organisierten Gangstern das Handwerk zu legen.

Das Geheimnis der Namenlosen ist ein typischer englischer Krimi aus der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts.

dtv

Jeremias Gotthelf
Die schwarze Spinne



Bibliothek
der Erstausgaben

***Gotthelf, Jeremias: Schwarze Spinne**

Jeremias Gotthelf [Albert Bitzium, 1797–1854]

Die schwarze Spinne (1842)

dtv 02 633 (TB 144 S./DM 6,00)

München 1997

Herausgegeben von Joseph Kiermeier-Debre

Genre: Horror

Nur die Gotte war zu keinem Tropfen zu bewegen, trotz allem Zureden, das kein Ende nehmen wollte, bis die Wirthin sagte: Man solle doch nachlassen mit dem Nöthigen, das Mädchen werde ja Zusehens blässer und Hoffmannstropfen thäten ihm nöther als Wein. Aber die Gotte wollte deren auch nicht, wollte kaum ein Glas bloßes Wasser, mußte sich endlich einige Tropfen aus einem Riechfläschchen aufs Nasentuch schütten lassen, zog unschuldigerweise manchen verdächtigen Blick sich zu und konnte sich nicht rechtfertigen, konnte sich nicht helfen lassen. An gräßlicher Angst litt die Gotte und

durfte sie nicht merken lassen. Es hatte ihr Niemand gesagt, welchen Namen das Kind erhalten solle, und den die Gotte nach alter Uebung dem Pfarrer, wenn sie ihm das Kind übergibt, einzuflüstern hat, da derselbe die eingeschriebenen Namen, wenn viele Kinder zu taufen sind, leicht verwechseln kann.

In der Hast, ob den vielen zu besorgenden Dingen und der Angst, zu spät zu kommen, hatte man die Mittheilung dieses Namens vergessen, und nach diesem Namen zu fragen, hatte ihr ihres Vaters Schwester, die Base, ein für alle Mal streng verboten, wenn sie ein Kind nicht unglücklich machen wolle; denn sobald eine Gotte nach des Kindes Namen frage, so werde dieses zeitlebens – neugierig.

Diesen Namen wußte sie also nicht, durfte nicht darnach fragen, und wenn ihn der Pfarrer auch vergessen hatte, und laut und öffentlich darnach fragte, oder im Verschuß den Buben Mädeli oder Bäbeli taufte, wie würden da die Leute lachen und welche Schande wäre dieß ihr Lebenlang! Das kam ihr immer

schrecklicher vor; dem starken Mädchen zitterten die Beine wie Bohnenstauden im Winde, und vom blassen Gesichte rann ihm der Schweiß bachweise. (S. 22ff)

In einem Dorf im Berner Land findet Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eine Kindstaufe statt. Die Gotte, also die Patin des Knaben, schwitzt vor Angst, weil sie dessen Taufnamen vergessen hat – und sie muss doch, der Tradition folgend, dem Pfarrer den Namen einflüstern. Das Unglück wäre unausdenkbar, würde der Pfarrer den Knaben auf den falschen Namen taufen! Doch alles geht gut aus, denn der Pfarrer hat sich trotz der vielen Täuflinge den Namen merken können. Überdies versichert man nachher der Gotte, dass sie ruhig hätte nach dem Namen fragen dürfen, denn der Fluch der lebenslangen Neugier, der den Täufling aufgrund der Frage befällt, betrifft nur Mädchen.

Es findet eine Tauffeier statt, bei der die Gäste im Überfluss bewirtet und zum Essen und Trinken genötigt werden, bis sie schier platzen. Das Bauernhaus ist prächtig und

neu – nur einer der Fensterposten ist schwarz und alt. Eine der Frauen fragt neugierig den Großvater, was es damit wohl auf sich haben möchte. Dieser antwortet ausweichend.

„[...] Aber fragen möchte ich doch, nehmt es nicht für ungut, warum da gleich neben dem ersten Fenster, der wüste schwarze Fensterposten (Bystel) ist, der steht dem ganzen Hause übel an.“ – Der Großvater machte ein bedenkliches Gesicht, zog noch härter an seiner Pfeife und sagte endlich: „Es hätte an Holz gefehlt beim Aufrichten, kein anderes sei gleich bei der Hand gewesen, da habe man in Noth und Eile einiges vom alten Hause genommen.“ „Aber“, sagte die Frau, „das schwarze Stück Holz war ja noch dazu zu kurz, oben und unten ist es angesetzt, und jeder Nachbar hätte euch von Herzen gerne ein ganz neues Stück gegeben.“ „Ja, wir haben es halt nicht besser g’sinnet und durften unsere Nachbarn nicht immer von neuem plagen, sie hat-

ten uns schon genug geholfen mit Holz und Fahren“, antwortete der Alte. (S. 31)

Aber der Vetter kennt den wahren Hintergrund und beschwätzt den Großvater, die ganze Geschichte zu erzählen.

Vor langer, langer Zeit stand in der Nähe des Dorfes auf einem steinigen Hügel ein Schloss der Teutschen, also der Ritter des Deutschordens, geleitete von einem überaus grausamen und unterdrückerischen Comthur namens Hans von Stoffeln, der aus dem Schwäbischen stammte.

„Nun sollten sie eigentlich in Polen und im Preußenlande mit den Heiden streiten, und dort, obgleich sie eigentlich geistliche Ritter waren, gewöhnten sie sich fast an ein heidnisch Leben und gingen mit andern Menschen um, als ob kein Gott im Himmel wäre, und wenn sie dann heim kamen, so meinten sie noch immer, sie seien im Heidenland und trieben das gleiche Leben fort. Denn die, welche lieber im Schatten lustig lebten als im wüsten Lande blutig stritten, oder die, welche ihre Wunden

heilen, ihren Leib stärken mußten, kamen auf die Güter, welche der Orden, so soll man die Gesellschaft der Ritter genannt haben, in Deutschland und in der Schweiz besaß, und thaten jeder nach seiner Art und was ihm wohlgefiel. Einer der Wüstesten soll der *Hans von Stoffeln* gewesen sein, aus dem Schwabenlande, und unter ihm soll es sich zugetragen haben, was ihr von mir wissen wollt, und was sich bei uns von Vater auf den Sohn vererbet hat. (S. 33)

Die Fronarbeit, das Schloss zu bauen, mussten natürlich die Bauern des Dorfes leisten, die darüber in arge Not gerieten, weil sie ihre Feldarbeit vernachlässigen mussten. Angestachelt von einem neidigen Ritter, der über die Kahlheit des Schlosshügels spottet, ordnet der Comthur an, dass die Bauern binnen eines Monats hundert Buchen auszugraben, auf den Schlosshügel zu schaffen und dort wieder einzupflanzen hätten. Diese Aufgabe ist einerseits nicht zu bewältigen, und andererseits bräuchte sie jetzt, ausgerechnet zur Zeit der Aussaat, allen Dörflern, sollte sie die Verpflanzung doch

schaffen, den Hungertod. Trotzdem versuchen sie das Unmögliche, unterstützt von den mitleidigen Bauern der Nachbardörfer, versagen aber kläglich schon bei der ersten Buche.

„Wie sie da so rathlos weinten, Keiner den Andern ansehen, in den Jammer des Andern sehen durfte, weil der Seinige schon über ihm zusammenschlug, und keiner heim durfte mit der Botschaft, keiner den Jammer heim tragen mochte zu Weib und Kind, stund plötzlich vor ihnen, sie wußten nicht woher, lang und dürr ein grüner Jägersmann. Auf dem kecken Baret schwankte eine rothe Feder, im schwarzen Gesichte flammte ein rothes Bärtchen, und zwischen der gebogenen Nase und dem zugespitzten Kinn, fast unsichtbar, wie eine Höhle unter überhingendem Gestein, öffnete sich ein Mund und frug: „Was gibt es, ihr guten Leute, daß ihr da sitzt und heulet, daß es Steine aus dem Boden sprengt und Aeste ab den Bäumen?“
(S. 37f)

Die Hauptschwierigkeit bei der Verpflanzung der Bäume besteht in deren Transport, weil es an der nötigen Menge von Wägen und Zugtieren fehlt. Doch da naht eine unverhoffte Rettung in Gestalt eines grünen Jägersmanns, der sich entbietet, für einen geringen Lohn die Buchen zu fahren.

„Wie ich gesagt, ich begehre nicht viel, nicht mehr als ein ungetauftes Kind.“

„Das Wort zuckte durch die Männer wie ein Blitz, wie eine Decke fiel es von ihren Augen, und wie Spreu im Wirbelwinde stoben sie auseinander.“

„Da lachte hell auf der Grüne, daß die Fische im Bache sich bargen, die Vögel das Dickicht suchten und grausig schwankte die Feder am Hute und auf und nieder ging das Bärtchen.“

„Besinnet euch, oder suchet bei euren Weibern Rath, in der dritten Nacht findet ihr hier mich wieder!“ „ so rief er den Fliehenden mit scharf tönender Stimme nach, daß die Worte in ihren Ohren hängen blieben, wie Pfeile mit

Widerhaken hängen bleiben im Fleische. (S. 40)

Viel ist es nicht, was der Jäger verlangt, nur ein ungetauftes Neugeborenes. Doch angesichts dieser ungewöhnlichen Forderung wird den Bauern klar, dass sie es mit keinem Anderen als dem Teufel selbst zu tun haben.

Einerseits können die Bauern sich auf keinen Handel mit dem Teufel einlassen, ohne ihr Seelenheil zu gefährden, andererseits ist das ganze Dorf zum Sterben verurteilt, wenn es sich nicht helfen lässt. Während die Männer nicht ein noch aus wissen, entschließt sich die Hebamme Christine Lindauerin, den Pakt mit dem Teufel einzugehen. Dieser besiegelt den Vertrag mit einem Kuss auf Christines Wange.

Von hübschen Weibern begehre er nie eine Unterschrift, mit einem Kuß sei er zufrieden. Somit spitzte er seinen Mund gegen Christinens Gesicht und Christine konnte nicht fliehen, war wiederum wie gebannt, steif und starr. Da berührte der spitzige Mund Christinens Gesicht,

und ihr war als ob von spitzigem Eisen das Feuer durch Mark und Bein fahre, durch Leib und Seele; und ein gelber Blitz fuhr zwischen ihnen durch und zeigte Christine freudig verzerrt des Grünen teuflisch Gesicht, und ein Donner fuhr über sie, als ob der Himmel zersprungen wäre. (S. 48f)

Bei der ersten Niederkunft wehrt der Pfarrer dem Teufel mittels kräftiger Bannsprüche und tauft das Kind. Doch bald naht die zweite Geburt. Christine unterdessen bemerkt einen langsam größer werdenden schwarzen Fleck auf ihrer Wange, just da, wo sie vom Teufel geküsst wurde.

„Da geschah es, daß wiederum ein Weib ein Kind erwartete. Dießmal war die Angst nicht groß, die Leute wohlgemuth, sobald sie zu rechter Zeit für den Priester sorgten, meinten sie, des Grünen spotten zu können. Nur Christine war es nicht so. Je näher der Tag der Geburt kam, desto schrecklicher ward der Brand auf ihrer Wange, desto mächtiger dehnte der schwarze Punkt sich

aus; deutliche Beine streckte er von sich aus, kurze Haare trieb er empor, glänzende Punkte und Streifen erschienen auf seinem Rücken, und zum Kopfe ward der Höcker, und glänzend und giftig blitzte es aus demselben, wie aus zwei Augen hervor. Laut auf schrien Alle, wenn sie die giftige Kreuzspinne sahen auf Christines Gesicht, und voll Angst und Grauen flohen sie, wenn sie sahen, wie sie fest saß im Gesichte aus demselben herausgewachsen. (S. 63f)

Während der Tag der Geburt naht, wächst und wächst der Fleck auf Christines Wange und nimmt die Gestalt einer Kreuzspinne an. Der Schrecken im Dorf ist groß, aber es gelingt dem Pfarrer ein zweites Mal, das Neugeborene unbeeinträchtigt zu taufen.

Zweimal wurde der Teufel nun gefoppt, und so ist es für ihn an der Zeit, seinen Zorn zu zeigen.

„Da war es Christine, als ob plötzlich das Gesicht ihr platze, als ob glühende Kohlen geboren würden in demselben, lebendig würden, ihr gramselten über

das Gesicht weg, über alle Glieder weg, als ob alles an ihr lebendig würde und glühend gramsle über den ganzen Leib weg. Da sah sie in der Blitze fahlem Scheine langbeinig giftig, unzählbare schwarze Spinnen laufen über ihre Glieder, hinaus in die Nacht, und den entschwundenen liefen langbeinig giftig, unzählbare andere nach. Endlich sah sie keine mehr den frühern folgen, der Brand im Gesichte legte sich, die Spinne ließ sich nieder, ward zum fast unsichtbaren Punkte wieder, schaute mit erlöschenden Augen ihrer Höllenbrut nach, die sie geboren hatte, und ausgesandt, zum Zeichen, wie der Grüne mit sich spassen lasse. (S. 66)

Der Fleck auf Christines Wange gebiert unter großen Schmerzen unzählige schwarze Spinnen, die in alle Richtungen weglaufen. Von da an ist das Dorf dem Teufel geweiht: Die schwarze Spinne stürzt sich auf das Vieh und vergiftet es, so dass es elendig zugrunde geht. Kein Mittel hilft gegen die Plage.

Nun naht eine dritte Niederkunft. Diesmal ist das ganze Dorf entschlossen, den Pakt mit dem Teufel einzuhalten und das Kind zu opfern. Zwar kann sich kein Mann aufraffen, der Mutter das Kind zu rauben, aber Christine will die grausige Tat vollbringen.

Sie hörten, wie Christine nicht von der Thüre wich; es fühlte das arme Weib ihrer wilden Schwägerin feurige Augen durch die Thüre hindurch, und sie brannten sie durch Leib und Seele. Da wimmerte das erste Lebenszeichen eines Kindes durch die Thüre, unterdrückt so schnell als möglich, aber zu spät. Die Thüre flog auf von wüthendem vorbereiteten Stoße, und wie auf seinen Raub der Tiger stürzt, stürzt Christine auf die arme Wöchnerin. Die alte Frau, die dem Sturm sich entgegenwirft, fällt nieder; in heiliger Mutterangst rafft die Wöchnerin sich auf, aber der schwache Leib bricht zusammen, in Christinens Händen ist das Kind; ein gräßlicher Schrei bricht aus dem Herzen der Mutter, dann

hüllt sie in schwarzen Schatten die Ohnmacht. (S. 75)

Der Vater des Kindes macht sich auf, den Pfarrer zur Taufe zu holen, wie es seine Christenpflicht ist, aber er geht so langsam, wie er nur kann, um Christine einen Vorsprung zu verschaffen. Doch der Pfarrer ahnt bereits das Unglück und ist just zur Stelle, als Christine das Kind übergeben will. Er vertreibt den Teufel, tauft das Kind und bringt es zur Mutter.

„Da loderte im Priester auf der heilige Kampfesdrang, der, den Bösen ahnend, über die kömmt, die Gott geweihten Herzens sind, wie der Trieb über das Samenkorn kömmt, wenn das Leben in dasselbe dringt, wie er in die Blume dringt, wenn sie sich entfalten soll, wie er über den Helden kömmt, wenn sein Feind das Schwert erhebt. Und wie der Lechzende in des Stromes kühle Fluth, wie der Held zur Schlacht, stürzte der Priester den Stalden nieder, stürzte zum kühnsten Kampf, drang zwischen den Grünen und Christine, die eben das

Kindlein in des andern Arme legen wollte, mitten hinein, schmetterte zwischen sie die drei höchsten heiligen Namen, hält das Heiligste dem Grünen ans Gesicht, sprengt heiliges Wasser über das Kind und trifft Christine zugleich. Da fährt mit fürchterlichem Wehegeheul der Grüne von dannen, wie ein glutrother Streifen zuckt er dahin, bis die Erde ihn verschlingt; vom geweihten Wasser berührt, schrumpft mit entsetzlichem Zischen Christine zusammen, wie Wolle im Feuer, wie Kalk im Wasser, schrumpft zischend, Flammen sprühend zusammen, bis auf die schwarze, hochaufgeschwollene, grauenvolle Spinne in ihrem Gesichte, schrumpft mit dieser zusammen, zischt in diese hinein, und diese sitzt nun giftstrotzend trotzig mitten auf dem Kinde, und sprüht aus ihren Augen zornige Blicke dem Priester entgegen. Dieser sprengt ihr Weihwasser entgegen, es zischt wie auf heißem Steine gewöhnliches Wasser; immer größer wird die Spinne, streckt immer weiter ihre schwarzen Beine aus über das Kind,

glotzt immer giftiger den Priester an; da faßt dieser in feuriger Glaubenswuth nach ihr mit kühner Hand. Es ist als wenn er griffe in glühende Stacheln hinein, aber unerschüttert greift er fest, schleudert das Ungeziefer weg, faßt das Kind, und eilt mit ihm sonder Weile der Mutter zu. (S. 79f)

Doch sowohl der Vater als auch der Pfarrer finden durch das Spinnengift den Tod.

Nach dieser dritten Taufe wenden sich die Spinnen nicht mehr gegen das Vieh, sondern gegen die Menschen, denen sie einen furchtbaren Tod bereiten. Ein mutiger Ritter zieht vom Schloss aus, die Spinne zu töten, doch sie ist mit irdischen Mitteln nicht zu bekämpfen, so dass ihr auch der Ritter zum Opfer fällt. Daraufhin sucht die Spinne das Schloss heim.

Da löschte auf einmal alles Leben aus, die Hände hielten erstarrt Becher oder Gabel, der Mund blieb offen, stier waren alle Augen auf einen Punkt gerichtet; nur der von Stoffeln trank den Becher leer und erzählte an einer Heldenthat

im Heidenlande. Aber auf seinem Kopfe saß groß die Spinne und glotzte um den Rittertisch, und der Ritter fühlte sie nicht. Da begann die Gluth zu strömen durch Gehirn und Blut, gräßlich schrie er auf, fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, aber die Spinne war nicht mehr dort, war in ihrer schrecklichen Schnelle den Rittern allen über ihre Gesichter gelaufen, keiner konnte es wehren; einer nach dem andern schrie auf, von Gluth verzehrt, und von des Pfaffen Glatze nieder glotzte sie in den Gräuel hinein, und mit dem Becher, der nicht aus seiner Hand wollte, wollte der Pfaffe den Brand löschen, welcher loderte vom Kopfe herab durch Mark und Bein. Aber dieser Waffe trotzte die Spinne und glotzte von ihrem Throne herab in den Gräuel, bis der letzte Ritter den letzten Schrei ausgestoßen, am letzten Athemzuge geendet. (S. 88)

Sämtliche Ritter müssen ihr Leben lassen, und der grausame Comthur mit ihnen.

Als nächstes sucht die Spinne die Mutter des jüngsten Neugeborenen auf, um sich

ihr Eigen zu holen, ob ungetauft oder getauft. Die Mutter, die Übles ahnt, wacht über ihr Kind, so gut sie es vermag.

„So hatte sie auch einmal nach strengem Wachen der Schlaf überwältigt, und dicht umnachtete er sie. Da war es ihr, als stürze der fromme Priester, der in der Rettung ihres Kindleins gestorben, herbei aus weiten Räumen und rufe aus der Ferne her: Weib, wache auf, der Feind ist da! Dreimal rief er so, und erst beim dritten Mal rang sie sich aus des Schlafes engen Banden; aber wie sie die schweren Augenlieder mühsam hob, sah sie langsam, giftgeschwollen die Spinne schreiten übers Bettlein hinauf, dem Gesichte ihres Bübchens zu. Da dachte sie an Gott und ergriff mit rascher Hand die Spinne. Da fuhren Feuerströme von derselben aus, der treuen Mutter durch Hand und Arm bis ins Herz hinein; aber Muttertreue und Mutterliebe drückten die Hand ihr zu, und zum Aushalten gab Gott die Kraft. Unter tausendfachen Todesschmerzen drückte sie mit der einen Hand die Spinne ins

bereitete Loch, mit der andern den Zapfen davor und schlug mit dem Hammer ihn fest.

„Drinne sauste und brauste es, wie wenn mit dem Meere die Wirbelwinde streiten, das Haus wankte in seinen Grundfesten, aber fest saß der Zapfen, gefangen blieb die Spinne.

„Die treue Mutter aber freute sich noch, daß ihr Kindlein gerettet, dankte Gott für seine Gnade, dann starb sie auch den gleichen Tod wie Alle, aber ihre Muttertreue löschte die Schmerzen aus, und die Engel geleiteten ihre Seele zu Gottes Thron, wo alle Helden sind, die ihr Leben eingesetzt für Andere, die für Gott und die Ihren Alles gewagt. Nun war der schwarze Tod zu Ende. Ruhe und Leben kehrten ins Thal zurück. Die schwarze Spinne ward nicht mehr gesehen zur selben Zeit, denn sie saß in jenem Loche gefangen, wo sie jetzt noch sitzt.“ (S. 91f)

Das tapfere Mutterherz hat die Spinne besiegt: Sie hat das Ungeheuer gepackt, in ein Astloch eines Balkens gestopft und dieses

mit einem geweihten Stopsel versiegelt. Auch wenn sie dabei selbst den Tod findet, so ist doch für ihr Kind gut gesorgt, denn die Dörfler sind von nun an geläutert und bleiben fest im Glauben. Glück und Reichtum regieren fortan im Dorf.

Allerdings lässt nach einigen Generationen die Frömmigkeit nach und der Hochmut regiert. So bohrt denn ein frecher Knecht den Zapfen heraus und setzt die Spinne frei, die sogleich wieder ihr Unwesen treibt. Erst die mutige Tat von Christen, die die Spinne packt und sie wieder im Balken gefangen setzt, beendet die Plage; der tapfere Mann findet jedoch dabei den Tod.

Seither wurde das Bauernhaus zweimal neu gebaut – aber jedes Mal wurde der alte Balken mit der Spinne wieder eingesetzt.

„Aber auch das neue Haus ward wiederum alt und klein, wurmstichig und faul sein Holz, nur der Posten hier blieb fest und eisenhart. Mein Vater hätte schon bauen sollen, er konnte es erwehren; es kam nun an mich. Nach langem Zögern wagte ich es. Ich that wie die Frühern, fügte das alte Holz dem neuen

Hause bei und die Spinne regte sich nicht. Aber gestehen will ich es: mein Lebtag betete ich nie so brünstig wie damals, als ich das verhängnißvolle Holz in Händen hatte; die Hand, der ganze Leib brannte mich, unwillkürlich mußte ich sehen, ob mir nicht schwarze Flecken wüchsen an Hand und Leib, und ein Berg fiel mir von der Seele, als endlich alles an seinem Orte stund. Da ward meine Ueberzeugung noch fester, daß weder ich noch meine Kinder und Kindeskinde etwas von der Spinne zu fürchten hätten, so lange wir uns fürchten vor Gott.“ (S. 118f)

Da das ganze Dorf so überaus fromm und fleißig ist und demzufolge auch im Wohlstand lebt, muss Niemand die Spinne fürchten – der Großvater setzt sich sogar ohne Furcht mit dem Rücken zu dem vermaledeiten Balken.

Bald war es still ums Haus, bald auch still in demselben. Friedlich lag es da, rein und schön glänzte es in des Mondes Schein das Thal entlang, sorglich

und freundlich barg es brave Leute in süßem Schlummer, wie die schlummern, welche Gottesfurcht und gute Gewissen im Busen tragen, welche nie die schwarze Spinne, sondern nur die freundliche Sonne aus dem Schlummer wecken wird. Denn wo solcher Sinn wohnt, darf sich die Spinne nicht regen, weder bei Tage noch bei Nacht. Was ihr aber für eine Macht wird, wenn der Sinn ändert, das weiß der, der Alles weiß, und Jedem seine Kräfte zuteilt, den Spinnen wie den Menschen. (S. 120)

Ende.

Die schwarze Spinne zeichnet sich durch eine ungemein kräftige und bildhafte Sprache aus, derzufolge die Novelle als Meisterstück der deutschen Literatur gilt. Gotthelf versteht es wie kaum ein Zweiter, einerseits die Üppigkeit des frommen Lebens und andererseits die Schrecken der höllischen Spinne zu schildern.

Ob sich die Geschichte wirklich so zuge tragen hat, wie sie der Großvater erzählt, das wissen wir allerdings nicht, weil es keinen weiteren Gewährsmann gibt. Einer-

seits wird der fromme alte Mann wohl nicht sein Seelenheil durch eine Lüge gefährden wollen, andererseits könnte er eine kleine List schon auf sich nehmen, um die Anderen zur Gottesfurcht anzuhalten – just so, wie es auch der Pfarrer Albert Bitzium, der sich den sprechenden Künstlernamen Jeremias Gotthelf gegeben hat, in dem vorliegenden Werk macht.

Bitzium zeigt überdeutlich, dass der Zweck seiner Novelle ist, die Menschen vom Bösen weg und zum Guten hin zu leiten – Gottesfurcht ist das allesüberströmende Motiv.

Und doch scheint den guten Pfarrer ein kleines Teufelchen zu reiten, über das sich weder seine Zeitgenossen noch er selbst im Klaren war. Da ist einmal die überschäumende Sinnesfreude, die in dem üppigen Taufschmaus an den Tag tritt, und die eigentlich wenig von christlicher Tugend sondern eher von Völlerei und Verschwendung kündigt.

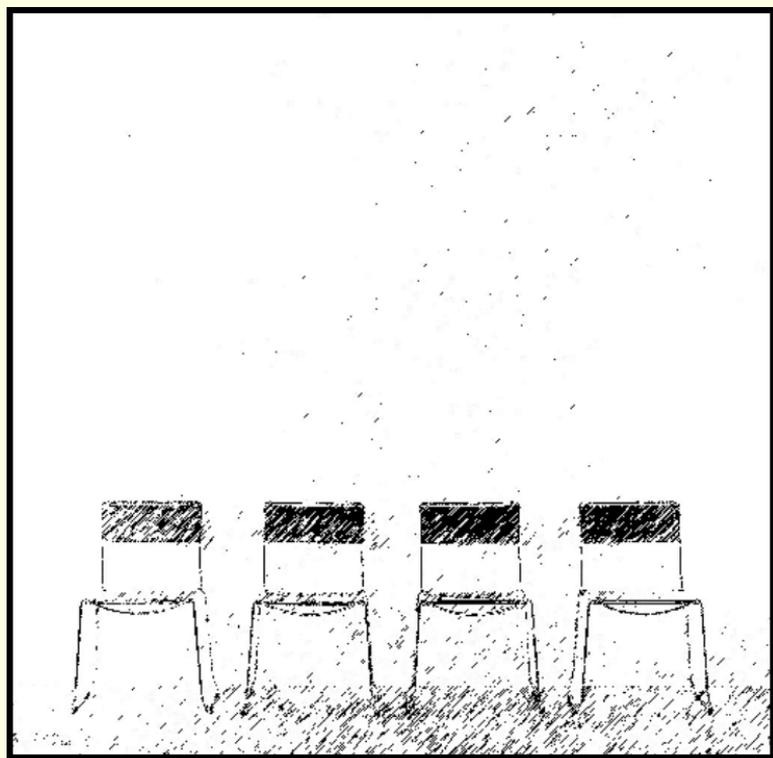
Noch klarer werden die Abgründe in der Seele des Pfarrers bei der Beschreibung der Untaten der Spinne: Bitzium schildert deren Mordtaten mit einer solchen schriftstelleri-

schen Lust, dass nur zu deutlich wird, wie gerne der Pfarrer seine Leser das Fürchten lehrt. Dabei geht der Schriftsteller mit dem Gottesmann so sehr durch, dass sich mancher moderne Horrorschriftsteller eine Scheibe davon abschneiden könnte. Der gute Pfarrer ist eben doch mehr Schelm, als es auf den ersten Blick den Anschein hat.

Interessant ist auch, dass man den Tod, den die Spinne bringt, nicht wirklich als Strafe Gottes für den Hochmut der Menschen interpretieren kann, denn es sterben sowohl Frevler als auch Fromme: Dieser Höllendämon braucht keinen Anlass und keinen Befehl, um zu morden, er tut dies aus eigenem Antrieb. Theologisch lässt sich dieses Phänomen Sicht der Neuzeit nicht mehr begründen: Bei den Katholiken gilt, dass die Macht des Teufels sich auf die Versuchung der Seelen beschränkt, dass er jedoch keine Gewalt über Körper oder Dinge besitzt; aber auch die Protestanten oder selbst die Calvinisten dürften angesichts von Bitzjus' Theologie Probleme mit der Interpretation haben. Folglich erinnert *Die schwarze Spinne* eher an mittelalterlichen Dämonenglauben einerseits und moderne

Horrorromane andererseits denn an heutige christliche Traktate.

Aber gerade dieser Zwiespalt in Bitzium's Novelle ist es, die das Leserinteresse bis heute aufrecht erhält und *Die schwarze Spinne* immer noch zu einem großen literarischen Genuss macht. Ein reines christliches Traktat wäre längst mit dem Schöpfer begraben worden. Übrigens soll der Autor schon zu Lebzeiten gut an seinen Arbeiten verdient haben, was man ihm durchaus gönnen mag.



METAVERSUM

Eine Dystopie

Erzählung

Christian Knieps

Exposé

Die Menschheit ist mangels Alternativen in das Metaversum gezogen. Die Menschen leben und arbeiten dort, wechseln ab und an in die Realität, in ihre echten Körper, verbringen jedoch die meiste Zeit in der Meta. Eine Gruppe Freunde treffen sich, doch etwas ist anders. Zwei der vier haben scheinbar einen Weg aus dem Metaversum gefunden und wollen nun das Risiko eingehen. Dabei entscheiden sie über die Köpfe der beiden anderen hinweg, die Existenzen

aller zu riskieren, um über die Darkmeta das Metaversum in die Realität zu verlassen. Doch es läuft nicht nach Plan, und als der Master auftaucht, scheint alles vorbei, doch dann offeriert der Master den Vieren ein interessantes Angebot...

Personen

Mira und ihr Abbild

Thomas und sein Abbild

Elli und ihr Abbild

Markus und sein Abbild

Metacops

Der Master als Programm

Set

Ein Metaversum-Raum, in dem sich die Protagonisten treffen. An den Seiten stehen vier Stühle, auf denen die Abbilder sitzen, wenn sie nicht aktiv sind. Werden die Spieler aktiv, treten die Abbilder ins Metaversum; die Spieler setzen sich auf die freien Plätze.

Situation 1

Miras Abbild befindet sich im Metaversum, Mira sitzt auf dem Stuhl. Auf den anderen Stühlen warten noch die Abbilder der anderen.

Mira:

Merkwürdig! Heute bin ich mal die erste! Sonst ist doch Markus oft derjenige, der schon längst hier ist und an seinen Maschinen bastelt! Wobei... das ist eigentlich super! Dann kann ich überall hier herumtanzen! Ohne dass mir jemand im Weg steht oder ich durch einen anderen durchspringen muss. Das kostet immer so viele Teraflops! Und am Ende fehlt die Kohle für coolen Stuff!

Mira beginnt langsam zu tanzen. Mit der Zeit wird sie schneller und schneller in ihren Bewegungen. Währenddessen tritt Elli dazu, und ihr Abbild steht auf und tritt auf die Bühne, während sich die echte Elli auf den Stuhl setzt.

Elli:

Hi, Mira! Mira! Mira! Pass auf!

Mira und Elli krachen beinahe zusammen.

Mira:

Uff! Das war knapp! Das hätte uns bei einer solchen Energiespitze für einen Monat arm an Rechenleistung machen können! Wo kamst du denn auf einmal her, Elli?

Elli:

Woher soll ich schon kommen, Mira? Von der Arbeit! Musste noch was im Meta Zwei fertigstellen und war noch kurz Realpinkeln!

Mira:

Warum pinkelst du in der Realität? Das kostet doch nur alles Zeit! Ist doch viel schöner und einfacher, es hier im Meta zu machen!

Elli:

Ach weißt du, Mira! Ich mag es ab und an, nicht alles nur im Meta zu machen, sondern auch mal was Echtes! Hilft mir auch dabei, zu checken, ob die Bots immer noch alles so sauber machen, wie sie sollen! Hast du die Geschichte von Francis gehört?

Mira:

Nein, welche denn?

Elli:

Francis war einige Wochen im Meta unterwegs und hatte die Kontrolle über seine Bots verloren! Als er wieder mal aus dem Meta zurückkam, hatten die Bots seine ganze Bude zerlegt! Und weißt du, was der Grund war?

Mira:

Nein, sag's mir!

Elli:

Der Aufräumbot hatte eine andere Guideline als der Saubermachbot! Der eine räumte Sachen in den Weg, der andere säuberte sie und sortierte sie weg. Daran störte sich der Aufräumbot wieder und so weiter! Kannst dir sicherlich vorstellen, dass keiner der Bots auch nur einen Jota Raum freiwillig aufgeben wird! Und da die Bot-Routine griff, niemanden anzugreifen – auch keinen anderen Bot – musste die Einrichtung dran glauben.

Mira:

Das kann passieren? Ich dachte, dass die beiden Bots immer aufeinander abgestimmt sind! Zumindest wird das doch immer vom Master geschrieben!

Elli:

Sind sie auch beide – normalerweise! Denn Francis hatte ein Update für den Aufräumbot gestartet, das eine neue Guideline aufspielte, sodass der Saubermachbot auch ein Update benötigte, aber nicht erhielt, da Francis im Meta länger geblieben ist! Wäre er zwischendurch mal zurück in die Realität gekommen, wäre das zu verhindern gewesen! So viele Push-Warnungen wie man dann erhält, kann man es gar nicht vergessen!

Mira:

Ok, das ist aber eigene Dummheit, wenn du mich fragst! Es heißt ja nicht umsonst: halte alle Technik in der Waage – sonst ist es das Ende aller Tage!

Elli:

Er scheint es vergessen zu haben, alles in der Waage zu halten und war dann sehr lange im Meta unterwegs!

Mira:

Aber geht das überhaupt? Ich dachte, man dreht durch, wenn man zu lange am Stück im Meta ist! Da wird doch überall vor gewarnt!

Elli:

Francis ist auch nicht mehr echt, wenn ich es richtig verstanden habe, und befindet sich seit ein Paar Tagen auf der Metasiv!

Mira:

Auf der Metasiv?! Ok, dann muss er tatsächlich einen ordentlichen Knacks bekommen haben, wenn er dort sein muss!

Elli:

Es ist nicht so schwer vorstellbar, dass der echte Körper das Gefühl von der Meta-parallelität nicht loswerden kann – nach so einer langen Zeit drinnen!

Mira:

Aber ich dachte immer, dass es diese Metacops gibt, die einen aus dem Meta begleiten, wenn man zu lange drin ist! Oder ist das alles nur Phantasie und es gibt diese Metacops gar nicht!? Denn immerhin habe ich noch nie einen gesehen!

Elli:

Wir machen auch nichts Verbotenes – vielleicht müssten wir mal was anstellen – dann bekämen wir sicher auch Besuch von den Metacops!

Mira:

Ganz ehrlich – ich verstehe das immer noch nicht! Wenn Francis so überlange im Meta war und es die Cops gibt – wie kann das sein? Die haben doch Algorithmen, wir sind völlig gläsern – oder hat er etwa...?

Elli:

Einen Weg ins Darkmeta gefunden? Kann schon sein! So gut kenne ich Francis nicht! Er ist Markus' Bekannter, nicht meiner. Ich höre immer nur von ihm, wenn

Markus eine seiner spektakulären Geschichten erzählt.

Mira:

Schon mysteriös! Darkmeta, Metacops, irrelaufende Bots! Ich habe von allem schon mal gehört, aber noch keine Berührung damit gehabt! Ist das nicht verrückt, Elli? Da leben wir seit mehr als zwanzig Jahren in der Meta und haben bisher nichts davon mitbekommen!

Elli:

Bei mir sind es fast schon fünfundzwanzig Jahre! Ich bin früher eingezogen als du! Kaum vorstellbar, dass es schon so viele Jahre sind! Aber auch ich habe noch nie was von den Metacops mitbekommen! Denn wenn ich ehrlich bin, konnte ich bisher keinen Sinn darin sehen, mir irgendwas zu nehmen, was mir nicht gehört! Denn im Meta habe ich alles, was ich brauche und was ich möchte! Warum sollte ich überhaupt ins Darkmeta wollen?

Mira:

Markus erzählte mir mal was von größeren Dingen als nur das Metaversum! Dass es neben Meta 1, Meta 2 und Meta 3 noch viel mehr Ebenen gibt, die nur nicht für die normalen Menschen freigeschaltet sind.

Elli:

Normale Menschen wie wir!

Mira:

Interessiert es dich nicht, was es noch alles gibt außer Freizeit, Arbeit und Reisen?

Elli:

Nein, warum sollte es mich ernsthaft interessieren? Ich habe alles, was ich brauche, darf essen, worauf ich Lust habe, denn alles ist so gesund, dass uns nichts fehlt. Wir arbeiten und genießen die restliche Zeit zusammen in den Gruppen, die wir mögen! Euch mag ich! Warum sollte ich das at risk stellen, nur um was? Um was überhaupt? Was könnte man denn besseres haben als ein tolles Leben im Meta, bei dem es mir an nichts fehlt?

Mira:

Ich sehe das wie du, Elli! Mir fehlt hier auch nichts! Aber manchmal will man doch einfach nur wissen, was es noch gibt! Wie die Menschen früher, als es noch kein Meta gab – die wollten auch immer mehr wissen! Die wollten verstehen, wie die Welt zusammengesetzt ist, was sich auf dem Mond, auf dem Mars, hinter dem Asteroidengürtel befindet, oder wie man Krankheiten besiegen kann! Irgendwer muss das alles entdeckt und erfunden haben! Wie auch das Metaversum jemand erfunden haben muss! Sonst könnten wir hierin nicht leben und den Tag verbringen! Stellst du dir nie solche Fragen?

Elli:

Nein, und ich bleibe dabei, dass ich das auch nicht möchte! Ich möchte eine gute Zeit mit euch verbringen, etwas spielen, etwas gutes Essen, dann entspannt einen Film schauen, müde werden. Rein in die Realität, schlafen. Da passen solche Fragen nicht rein! Können wir das bitte ad acta legen?

Mira:

Von mir aus, Elli! Ich wollte dich nicht unzufrieden machen! Wollen wir tanzen, um wieder in eine gute Stimmung zu kommen?

Elli:

Gerne.

Die beiden fangen an rhythmisch miteinander zu tanzen. Die Stimmung wird entspannter.

Situation 2

Thomas kommt herein, tauscht mit seinem Abbild den Platz; das Abbild geht in den Raum.

Thomas:

Hi. O wie schön ihr tanzt! So viel Anmut ist kaum vorstellbar! Ist Markus noch nicht da?

Mira:

Nein, wir wundern uns auch schon ein wenig!

Thomas:

Wirklich merkwürdig! Gestern meinte er noch, dass er ganz wenig zu arbeiten hätte – da ging ich davon aus, dass er schon hier sitzt und eines der neuen Augmented Games spielt, das letzte Woche hochgeladen wurde.

Elli:

Vielleicht ist ihm was dazwischengekommen?

Thomas:

Dazwischengekommen? Was meinst du denn damit, Elli? Hier im Meta kommt doch nichts dazwischen!

Mira:

Sie meint gar nichts, Thomas! Wir haben eben nur ein wenig über Francis gesprochen! Das ist alles! Danach haben wir uns wieder beruhigt und getanzt! Seitdem ist alles in bester Ordnung!

Thomas:

So, so! Über Francis habt ihr gesprochen! Was habt ihr denn alles so ausgetauscht?

Mira:

Vergiss es, Thomas! Wir haben uns über seine Bots unterhalten, die durchgedreht sind – dann darüber, dass es merkwürdig ist, dass Francis so lange im Meta verbleiben konnte, ohne hinausbegleitet zu werden – darauf ist uns keine Antwort eingefallen und dann haben wir getanzt! Einfach, um das alles zu vergessen. Denn es ist ja nicht wichtig! Tanzen und Spaß haben, ist wichtig! Sorgen machen nicht!

Thomas:

Muss ich mir denn Sorgen machen? Elli?
Mira?

Mira:

Nein! Musst du nicht!

Thomas:

Wie sicher kann ich mir sein?

Mira:

Du brauchst dir keine Sorgen zu machen!

Elli:

Echt nicht!

Thomas:

Ihr wisst, dass ich mich mitschuldig mache, wenn ihr was gesagt habt, das zu Problemen führen kann! Ich will nicht noch mal ein Diszi erleben müssen! Die Schmerzen spüre ich heute noch, wenn ich aufwache! Also – seid ihr euch absolut sicher, dass ich mir keine Sorgen machen muss?

Mira:

Ganz sicher, Thomas! Wir haben nur über Francis' Zeit im Meta gesprochen und uns überlegt, wie man so lange drinbleiben kann! Nicht mehr, nicht weniger! Wir haben keine problematische Aussagen getätigt oder irgendwas Anstößiges gesagt!

Elli:

Ganz im Gegenteil! Wir kamen ganz schnell darauf, wie gut es uns im Meta geht

und dass wir alles haben, was wir uns wünschen können! Warum sollten wir so etwas at risk stellen, wenn wir doch glücklich sind?

Thomas:

Dann mag ich euch mal glauben! Denn das Meta verzeiht uns keine Abweichungen von der Norm! Sich neu zu kalibrieren, indem man eine unklare Situation bespricht, um daraus eine neue Sichtweise zu entwickeln, ist solange als positiv anzusehen als es der allgemeinen Meta-Linie entspricht!

Mira:

Das ist hier eindeutig der Fall. Wir sind neu kalibriert und voll auf der Meta-Linie!

Elli:

Kein Jota Abweichung!

Thomas:

Wie gesagt – ich mag euch das mal glauben. Auch wenn ich sagen muss, dass das sehr schade ist!

Mira:

Wie? Was? Was ist schade?

Thomas:

Dass ihr euch wieder kalibriert habt! Ich hätte gerne gehört, was ihr vorher besprochen habt!

Elli:

Das ist gefährlich, Thomas!

Thomas:

Ist es das?

Elli:

Sehr sogar! Es ist gefährlich, von der Norm abzuweichen!

Thomas:

Also habt ihr doch etwas Verbotenes besprochen!?

Mira:

Nein, Thomas! Und wenn ich ehrlich bin, dann finde ich deine Verhaltensweise geradezu meldungswürdig!

Thomas:

Das würdest du tun, Mira?

Mira:

Um nicht in die Gefahr zu kommen, ein Mitwisser zu sein – ja! Was soll das ganze Spiel, Thomas?

Thomas:

Wie gesagt, ich habe schon ein Diszi hinter mir und weiß, was passiert, wenn die Metacops einen erwischen! Die laden so viele Daten in dein Abbild hinein, dass du eine lange Überflutung von allem möglichen vor dir hast, das kannst du kaum abarbeiten! Wenn du es dann versuchst, machen die einfach weiter und laden noch mehr hoch! In der Zwischenzeit muss dein echtes Ich warten und warten, bekommt nichts zu essen, nichts zu trinken, kann nicht schlafen, wird mürbe geschaltet! Und was du am Anfang noch wegsortieren konntest, wird immer weniger und weniger, bis am Ende gar nichts mehr geht! Auch nur irgendwas an Daten zu denken, macht dich schon fertig! Du bist einfach am Ende! Dann gehen die Cops hin und löschen

alles und spielen im Fast Rewind Verfahren alles wieder auf, was du an Grundkalibrierung brauchst. Das ist wie ein Metarausch gemixt mit hundert weiteren Metarauschen! Wer danach nicht gaga ist, kann sich dann ausschlafen in der echten Welt! Sterben ist wohl schöner, sagt man allgemein – und ich kann sagen, dass alles schöner ist, als das durchzumachen!

Elli:

Das ist furchtbar, Thomas! Aber warum erzählst du uns das alles?

Mira:

Ja, warum, Thomas? Wir haben doch gesagt, dass wir uns rekaliibriert haben!

Thomas:

Weil ich finde, dass es an der Zeit ist, dass ihr erfahren solltet, dass dieser Raum hier kein normaler Metaraum ist!

Elli:

Sondern?

Thomas:

Ein maskierter!

Elli:

Ein maskierter Metaraum? Was meinst du damit?

Mira:

Ich habe schon mal davon gehört! Ihr habt unsere Aktivität aufgezeichnet und spielt diese in Wiederholungen ab, sodass das Meta denkt, dass alles in bester Ordnung ist!

Thomas:

Du hast es erfasst, Mira! Technisch ist das durchaus komplizierter und es wird nicht immer dasselbe abgespielt, denn das würde auffallen – aber im Grunde ist es das!

Mira:

Aber ich dachte, dass der Meta-Algorithmus angepasst wurde, um solche Räume effektiv zu entdecken!

Thomas:

Wurde er auch! Aber nicht ausreichend gut genug, als dass Francis und Markus nicht eine Möglichkeit gefunden haben, wie sie das Meta austricksen können!

Elli:

Aber warum will man das Meta austricksen? Ich verstehe das hier alles nicht – und wenn ihr mich fragt, will ich mit dem ganzen Spiel nichts am Hut haben!

Thomas:

Das ist schon längst kein Spiel mehr! Das ist blutiger Ernst! Wir befinden uns im Krieg und müssen schnell handeln, bevor sich die Metafenster wieder schließen!

Elli:

Ich verstehe gar nichts mehr! Von welchen Metafenstern sprichst du? Und von welchem Krieg? Ich will in keinen Krieg hineingezogen werden!

Thomas:

Du bist längst Teil davon! Also müssen wir jetzt als nächstes schauen, dass wir das nächste Fenster nutzen!

Mira:

Um was zu tun?

Thomas:

Um das Meta zu verlassen!

Elli:

Du willst was? Bist du verrückt? Ich will das nicht! Ich will im Meta bleiben! Wenn ihr gehen wollt, geht! Aber lasst mich zurück und in Ruhe!

Thomas:

Das können wir nicht, Elli! Tut mir leid, aber du bist Teil der Gruppe und die Metacops würden dich solange durch den Datenstrom schicken, bis du gar nichts mehr von alleine kannst! Egal, ob du ausgestiegen bist oder nicht. Für die bist du ein verkraftbarer Verlust! Also finde dich damit ab!

Elli:

Du willst mir also damit sagen, dass du die Entscheidung, ob ich bei eurer Gruppe mitmachen möchte oder nicht, einfach so abgenommen hast?

Thomas:

Darüber regst du dich auf?

Elli:

Natürlich rege ich mich darüber auf! Ihr habt, ohne uns zu fragen, über unser Schicksal entschieden! Warum sollte ich mich dabei nicht aufregen?

Thomas:

Weil du dich sonst auch über nichts aufregst – egal, was Meta entscheidet oder neu einführt – du unterstützt immer alles! Unwidersprochen wird alles einfach angenommen!

Elli:

Weil die ganzen Sachen, die von Meta kommen, auch sinnvolle Updates und Verbesserungen sind! Warum sollte ich mich

bei einer Verbesserung darüber beschwe-
ren!?

Mira:

Und überhaupt – bei wem könnte man
sich überhaupt beschweren?

Thomas:

Das ist genau der Punkt! Wir müssen al-
les hinnehmen, was die sich ausdenken! Ist
das nicht ungerecht? Wir haben nicht mal
die Möglichkeit, auch nur irgendetwas zu
kritisieren! Stört euch das nicht?

Mira:

Bist du dir absolut sicher, dass der Raum
maskiert ist und wir nicht abgehört wer-
den?

Thomas:

Ganz sicher! Zum einen haben wir – also
Markus und Francis – gesehen, was die von
unserem Raum aufzeichnen, und zum an-
deren haben wir schon Sachen gesagt, wo
die Metacops binnen Sekunden hier wären,
wenn sie es sehen und hören könnten!

Mira:

Gut, von mir aus spiele ich für einen Moment mit! Fangen wir mal vorne an! Wer sind die?

Thomas:

Du meinst diejenigen, die hierüber bestimmen?

Mira:

Genau die meine ich! Die über Meta bestimmen, wie du sagst!

Thomas:

Das wissen wir nicht!

Mira:

Das wisst ihr nicht!? Aber ihr wollt was machen? Sie herausfordern? Wie wollt ihr einen unbekanntem Gegner bekämpfen? Wenn ihr nicht mal wisst, mit wem ihr es aufnehmen müsst?

Thomas:

Wir sind nicht ganz blind!

Mira:

Ach nein? Es wirkt mir geradezu als wäret ihr blinder als der blindeste Mensch!

Thomas:

Hältst du uns für so dämlich, Mira?

Mira:

Ich bin mir nicht sicher, was ich glauben soll!

Thomas:

Und du, Elli?

Elli:

Was willst du von mir? Du hast mir meine Selbstbestimmung gestohlen! Willst du jetzt noch auf Liebkind machen? Unschuldslamm? Du bist abscheulich, Thomas! Ihr alle!

Thomas:

Das mag sein, Elli! Ich finde es fast schon belustigend, wenn du über Selbstbestimmung sprichst! Wir mussten es so machen! Denn ihr hättet unserem Plan niemals zugestimmt! Sieh es mal aus unserer

Sicht! Wir brauchen eine Tarnung – und diese Tarnung funktioniert umso besser je unwissender sie ist!

Mira:

Warum lasst ihr uns dann nicht unwissend? Wäre doch leichter für alle gewesen!

Thomas:

Weil wir nun soweit sind, dass wir Aufträge für euch haben! Wir brauchen euch!

Elli:

Klar! Erst täuscht ihr uns und jetzt wollt ihr unsere Hilfe! Was meinst du, was meine Antwort ist?!

Thomas:

Ich kenne deine Antwort bereits! Denn es gibt nur eine!

Elli:

Wenn du doch alles besser weißt, warum fragst du dann noch?

Thomas:

Weil du sofort auffallen würdest, wenn du nicht von dem Plan überzeugt bist!

Elli:

Dann solltet ihr mich raushalten, denn ich werde immer auffallen! Ich bin eine ganz miese Schauspielerin!

Thomas:

Oh, das ist aber gelogen, Elli! Von allen unter uns bist du die mit Abstand beste Schauspielerin! Aber das musst du noch nicht zeigen! Erst einmal musst du den Plan verstehen!

Mira:

Dann lass mal euren Plan hören! Denn bisher habe ich nichts gehört, was mich auch nur annähernd überzeugt hätte, euch zu unterstützen! Wie eben gesagt – wenn ihr nicht wisst, gegen wen ihr kämpfen müsst – wie wollt ihr dann wissen, was ihr machen müsst, um den Kampf zu gewinnen?

Thomas:

Also – wir wissen zwar nicht, wer auf der höchsten Ebene sitzt, aber wir kennen inzwischen die Ebenen dazwischen ganz gut!

Elli:

Und woher wollt ihr die kennen?

Thomas:

Wenn du mich ausreden lässt, wirst du mitunter die Zusammenhänge verstehen! Es ist kompliziert! Wie ihr wisst, hat Markus geheime Aufgaben, von denen er nicht berichten darf. Meistens sind die Informationen in seinen Spielen versteckt, die er spielt. Er kann auf diese Weise geheime Botschaften senden und empfangen. Darüber kommuniziert er auch mit Francis. Francis hat Zugang zu Meta 0 und programmiert dort Ebenen, die letzten Layer in der Vorversion der Meta waren von ihm. Dabei hat er ein Schlupfloch in Meta 0 gefunden, das ins Darkmeta führt, ohne dass es scheinbar auffällt. Das scheint einmal vor Urzeiten von jemand angelegt und danach vergessen worden zu sein. Für den

Zugang ins Darkmeta braucht er aber einen Code, den Markus besorgen kann, da er Zugang zu solchen Codes hat. Das hat wiederum mit seiner Arbeit zu tun, da er auch falsche Algorithmen aufspüren soll. Das ist erstmal der Hauptgrund, warum wir mehr wissen, als ihr vielleicht meint! Ich hoffe, das war einigermaßen verständlich.

Mira:

Ok, Francis kommt ins Darkmeta, was schon spooky ist, und er bekommt Hilfe von Markus – aber was hat das mit dir zu tun?

Thomas:

Ich überwache Markus!

Elli:

Wie?! Du bist eine Art Spion?

Thomas:

Kein Spion! Sonst wüsste Markus nichts von meiner Aufgabe!

Elli:

Markus weiß davon, dass du ihn überwachst?

Thomas:

Das muss er sogar! Alle Programmierer und Analysten in der Meta haben Begleitabbilder, um sicherzustellen, dass nichts passiert, was nicht passieren soll! Ein Fangnetz oder doppelter Boden. Nenn es wie du willst, aber es ist sicherer so! In der Anfangszeit von Meta gab es den einen Moment, als die Macher der Meta verstanden, dass sie die Kontrolle verlieren würden, wenn sie nicht umfassend Sicherheitssysteme einziehen – und da reichen Algorithmen nicht aus. Denn der menschliche Geist ist viel zu kreativ, um sich von einem Computerprogramm einsperren zu lassen. Daher wurden neue Mechanismen eingeführt – ich kontrolliere Markus, ein Algorithmus kontrolliert mich – wenn ich mich nicht gerade in der Meta tarne! Dann kontrolliere ich mich selber!

Mira:

Heißt aber, dass ihr drei ausreicht, um das Meta zu täuschen? Das sind aber keine ausgefeilten Sicherheitssysteme, wenn du mich fragst!

Thomas:

Normalerweise kommt es auch nicht vor, dass jemand einen lost access zum Darkmeta findet, über den man ein- und ausgehen kann, ohne dass Meta das herausfindet!

Elli:

Das mag alles so sein, Thomas, aber was ich nicht verstehen kann – oder will – ist, warum ihr das unbedingt machen wollt! Uns geht es doch gut in der Meta! Wir haben alles, was wir brauchen! Warum möchte man den Zustand des Glücks unbedingt riskieren – für ein unkalkulierbares Risiko, dass man danach unglücklich sein wird? Denn was könnte es glücklicheres geben als ein Leben in der Meta?

Situation 3

Markus tritt über sein Abbild in die Meta.

Markus:

Weil ich die Herrschaft über mein Leben ungerne mit anderen teile!

Thomas:

Hallo, Markus! Da bist du endlich! Ich hatte mir schon angefangen Sorgen zu machen, dass du aufgefliegen sein könntest!

Markus:

Ich war die ganze Zeit da! Nur im Hintergrund! Ich habe eure Unterhaltung verfolgt – also jene Unterhaltung, die die Programme nicht sehen, versteht sich! Nicht, die wir pseudohaft auf den offiziellen Videos betreiben!

Mira:

Bist du überrascht?

Markus:

Über eure Reaktion?

Mira:

Ja!

Markus:

Nein, im Großen und Ganzen habe ich das so erwartet! Denn wenn man ehrlich ist, dann haben wir euch beiden die letztmögliche Entscheidung über eure Zukunft

weggenommen – und das, obwohl wir diese letztmögliche Entscheidung eigentlich als höchstes Gut beschützen und verteidigen wollen!

Elli:

Ich verstehe es nicht! Wie konntet ihr nur?! Über unser Schicksal zu entscheiden, hat euch nicht zugestanden!

Markus:

Das ist ein Risiko, das wir bewusst eingegangen sind, Elli!

Elli:

Das macht es nicht besser!

Markus:

Das ist mir klar! Ich würde ausrasten und wild um mich schlagen, schreien und Gegenstände durch die Gegend werfen, mich in Rage bringen, bis alle meine Energie verbraucht ist! Zum Glück geht das schnell, denn das kennt ihr, wenn ihr zu wild tanzt und eure Avatare überkreuzt, wie die Energie rasch schwindet! Aber ich würde alles geben, um diesen Umstand

nicht akzeptieren zu müssen. Daher ist mir sehr wohl bewusst, was wir euch zumuten!

Mira:

Aber?!

Markus:

Wenn das gelingt, was wir uns erdenken, dann haben wir bald die volle Freiheit über unser Leben – und können in jedem Augenblick entscheiden, was wir machen wollen und was nicht! Das ist der Preis, den es zu gewinnen gilt! Ist das nicht erstrebenswert?

Mira:

Weißt du denn, wie das Leben außerhalb der Meta aussieht? Ich kenne es nicht! Ich kenne nur meine Wohnung, aus der ich nicht hinaus kann und ich kenne unser Meta! Nichts von dem, was außerhalb ist, habe ich seit Jahrzehnten gesehen! Ich bin zu klein gewesen, als ich in die Meta gezogen bin! Das da draußen ist für mich eine unbekannte Welt, zu der ich keinen Bezug habe! Brauchte ich bisher auch nicht! Weil ich hier alles habe, um ein glückliches und un-

beschwertes Leben zu leben! Wer sagt mir denn, dass das Leben dort außerhalb der Meta so erstrebenswert ist, wie du sagst? Hast du es gesehen? Hast du die Welt außerhalb der Meta gesehen und kannst du uns sagen, was daran so schön ist?

Markus:

Nein, ich habe sie bisher nicht gesehen!

Elli:

Du hast es nicht gesehen? Und zwingst uns die Entscheidung auf, dass wir dieses Leben in völliger Unsicherheit anstreben sollen? Geht es nur mir so, Thomas? Mit jedem weiteren Detail verstehe ich immer weniger, warum ihr das macht!

Markus:

Weil es nicht die Bestimmung des Menschen ist, nur in der Meta zu leben!

Mira:

Was soll denn deiner Meinung nach die Bestimmung sein?

Markus:

Wir Menschen haben nicht Jahrtausende darauf verwendet, alles in Erfahrung zu bringen, Dinge zu entwickeln, Erfindungen zu perfektionieren, um dann am Ende als nützliches Mastvieh in einer virtuellen Welt zu existieren! Wir sind nicht mit einer so großen Phantasie und Intelligenz erschaffen worden, um bedingungs- und anspruchslos in einer parallelen Welt zu leben! Wir sind zu Größerem bestimmt als das hier!

Mira:

Aber das hier, die Meta, ist das, wohin sich die Menschen entwickelt haben, als klar wurde, dass die Umwelt den Menschen nicht überleben würde! Und damit ging einher, dass die Menschen auch nicht mehr leben könnten! Darum sind wir doch alle in die Meta geflüchtet und leben hier in Sicherheit, während die Umwelt sich versucht, wieder ins Gleichgewicht zu bringen!

Thomas:

Das ist die Geschichte, die uns erzählt wird, Mira! Sie kann, muss aber nicht stimmen!

Elli:

Und wenn sie stimmt?

Thomas:

Hast du es überprüft?

Elli:

Nein! Es war und wird auch nie mein Bedürfnis werden, die Geschichte infrage zu stellen!

Thomas:

Und genau das ist der große Fehler, den wir alle miteinander machen!

Markus:

Dass wir es hinnehmen! Dass wir akzeptieren, wie es ist!

Mira:

Ja, genau! Und warum machen wir das?

Weil es gut so ist! Warum können wir Menschen nicht einmal feststellen, dass alles gut ist, so wie es ist? Warum müssen wir uns immer wieder bemühen, das Erschaffene ins Risiko zu stellen, nur weil man vielleicht noch die Kirsche auf der Sahne auf der Torte haben möchte? Warum können wir nicht gemütlich am Kaffeetisch sitzen und uns über das Stück Kuchen freuen, das vor uns gestellt wird, für das wir nichts weiter als unsere Pflicht tun müssen – arbeiten und leben in der Meta! Ich verstehe es nicht!

Elli:

Ich auch nicht, Thomas! Ich auch nicht!

Markus:

Weil das Kuchenstück kein Kuchen mehr ist, sondern nur basierend auf einer Erinnerung an Kuchen aus einer Zeit, als es noch echten Kuchen gab! Es ist doch eine große Absurdität, eine längst nicht mehr produzierte Speise so herzurichten, dass es wirkt, als wäre es das Abbild eines echten Kuchen! Warum brauchen wir das? Was für einen

Mehrwert hat es heute, einen Kuchen zum Kaffee zu haben!?

Elli:

Es ist ein Ritual, auf das man sich freuen kann! Nach dem Arbeiten ein Stück Kuchen bei einem guten Kaffee ist doch etwas Feines! Warum willst du uns das madig machen?

Markus:

Weil es längst nicht mehr echt ist! Es ist kein Kuchen, schon lange nicht mehr! Warum also tragen wir Erinnerungen an eine Zeit mit uns, die wir nicht mehr kennengelernt haben? Welchen Mehrwert bieten diese ganzen Absurditäten aus der Vergangenheit? Wir könnten doch auch ein Stück Chemie mit Geschmack essen! Dazu gefärbtes, heißes Wasser mit Gerb- und Aromastoffen. Warum muss es Kaffee und Kuchen sein?

Mira:

Sag du es uns, wenn du dir die Fragen doch scheinbar schon seit längerer Zeit stellst!

Markus:

Ich weiß es, ganz offen gesagt, nicht! Ich habe ganz viele Fragen in meinem Kopf, die einer Antwort hatten, aber niemand kann und will sie mir geben!

Elli:

Deswegen ziehst du jetzt los und besorgst dir die Antworten selbst!

Markus:

Könnte man so sagen!

Elli:

Wie bereits mehrfach gesagt – Mira und ich haben uns noch nie solche Fragen gestellt und sind jetzt Mitverschwörer in dieser Sache...

Mira:

Also ich habe mir diese Fragen auch schon gestellt, aber wohlgemerkt noch nie den Drang verspürt, den Antworten auf den Grund zu gehen!

Thomas:

Warum nicht?

Mira:

Weil mir das Leben in der Meta bisher recht gut gefallen hat! Warum sollte ich Antworten auf Fragen finden, die mir vielleicht nicht gefallen?

Thomas:

Das kann durchaus passieren!

Elli:

Ich wusste es!

Thomas:

Ich habe keinen Hehl daraus gemacht, dass es auch eine richtig schlechte Idee sein könnte!

Markus:

Wir müssen es versuchen! Wir müssen es einfach! Versteht ihr?

Mira:

Also gut! Da es so oder so keine sinnvolle andere Wahl gibt! Was braucht ihr von mir?

Elli:

Mira!?

Mira:

Hör zu, Elli! Ich habe auch die Fragen in meinem Kopf, bisher aber nie den Mut und keinen Ansatzpunkt gefunden, Antworten zu finden – das hier scheint die beste Möglichkeit zu sein, und wenn man Thomas glauben mag, dann gibt es auch keine andere Option für uns! Bedeutet entweder warten auf das, was passiert oder die eigene Zukunft aktiv mitgestalten! Ich bin nicht fürs Warten geschaffen!

Thomas:

Elli?! Was ist mit dir?

Elli:

Ich brauche noch etwas Zeit!

Markus:

Sollst du bekommen! Wir brauchen dich vor allem außerhalb der Meta!

Mira:

Außerhalb? Warum?

Markus:

Angenommen, wir verirren uns in der Darkmeta oder kommen irgendwie nicht wieder zurück – dann brauchen wir deine Hilfe, um uns zurück in die Wirklichkeit zu holen!

Mira:

Geht das denn? Ich meine, wenn ich euch auf den Sitzen aufwecke und euer Geist noch in den Abbildern steckt, kann euch das zerreißen.

Thomas:

Oder noch viel schlimmer – auf lange Zeit in einem Zwischenspeicher gefangen werden – das wäre für mich der viel größere Horror! Wie viele Daten dann um einen herum sein werden! Da kommt man allerhöchstens noch als Nanopartikel raus!

Elli:

Und das wollt ihr euch antun? Nicht nur, dass ihr vielleicht von den Metacops geschnappt und einen starken Datenstrom ausgesetzt werdet – ihr wollt freiwillig in den Darknexus gesteckt werden und dort gefangen bleiben? Wie hoch schätzt ihr eure Erfolgchancen aus?

Markus:

Maximal zehn Prozent!

Thomas:

Wenn es denn mehr als fünf sind!

Elli:

Ist es das euch wert?

Markus:

Selbst bei einer Chance von eins zu einer Million würde ich es riskieren!

Thomas:

Ich auch! Alles ist besser als dieses Nichtleben hier!

Mira:

Was, wenn ich es nicht schaffe, euch rechtzeitig herauszuladen? Was passiert dann mit mir?

Markus:

Du wirst von uns ein Signal erhalten, wann du uns rausladen sollst! Mach dir keine Sorgen um uns! Wenn es schiefgeht, ist alles, was passiert, unsere Schuld! Wir vertrauen dir, dass du uns in der Not retten willst und es auch schaffst!

Mira:

Das ist ein großes Risiko, das ihr eingeht!

Markus:

Dir zu vertrauen? Nein, das ist kein allzu großes Risiko! Dir zu vertrauen ist eine der größten Geschenke, die wir besitzen! Das ganze hier zu denken und dann durchzuführen – das ist das eigentliche Risiko! Wir müssen auf so viele Dinge und Zufälle vertrauen, dass wir über jede Hilfe dankbar sind!

Elli:

Das heißt, ihr braucht mich gar nicht!

Markus:

O doch! Du hast sogar eine zentrale Rolle in unserem Plan! Daher können wir nicht ohne dich anfangen!

Elli:

Was wäre denn meine Aufgabe – wenn ich denn mitmachen würde? – was ich ganz eindeutig noch nicht mache!

Markus:

Du wärst unsere Kontaktperson in der Meta und müsstest so lange aushalten, wie wir in Meta 0 oder der Darkmeta sind! Denn wir brauchen eine Signalübertragung zu Mira, die uns aus der Meta hinausladen kann!

Elli:

Wie lange soll das denn gehen?

Thomas:

Wir haben keine Ahnung! Tage oder Wochen, vielleicht länger.

Markus:

Wir wissen nicht, was uns erwartet!

Elli:

Das bedeutet, dass ihr von mir verlangt, dass ich hier in dem Raum bleibe und auf euer Signal warte!?

Thomas:

Ganz genau!

Elli:

Und wenn das Signal auftaucht, trete ich aus der Meta und gebe Mira das Signal?

Thomas:

Das ist der Plan!

Markus:

Siehst du, Elli! Es ist doch gar nicht so kompliziert!

Elli:

Nur dass ich dafür hier drin bleiben muss, ohne dass ich weiß, wie lange es sein wird! Was, wenn ihr die Meta über die Darkmeta verlassen könnt – was ihr euch

anscheinend vorstellt! Oder wenn ihr gefangen genommen werdet! Was dann?

Markus:

Wie gesagt, wir wissen es nicht, Elli! Es kann sein, dass alles glatt läuft und wir schnell wieder da sind! Vielleicht klappt es auch am Ende gar nicht! Vielleicht kommen wir die Darkmeta und dort ist nur Datenmüll! Oder wir haben dort gar keine Zugriffsrechte! Dann sind wir nach wenigen Augenblicken auch schon wieder da und niemand merkt was!

Elli:

Aber angenommen, es klappt und ihr kommt in der Darkmeta weiter voran! Und es dauert und dauert, bis ihr einen Ausweg findet! Wird es nicht auffallen, dass ich die ganze Zeit in der Meta bin und Mira außerhalb bleibt? Vielleicht mag der Raum geschützt sein, aber die Unregelmäßigkeiten bei uns beiden werden doch schneller entdeckt werden, als dass ihr in der Darkmeta vorankommt!

Markus:

Gut mitgemacht, Elli! Ich sehe, du beschäftigst dich mit dem Plan! Das macht mir Hoffnung!

Elli:

Hoffnung ist was für Menschen, die die Kontrolle verloren haben!

Thomas:

Noch so eine Geschichte, die uns erzählt wird!

Elli:

Das mag sein, aber jede Geschichte hat zumindest einen kleinen wahren Kern! Aber ihr habt mir noch nicht verraten, wie wir beide eine so lange Zeit unentdeckt bleiben sollen?!

Thomas:

Euch wird bestimmt etwas einfallen!

Mira:

Uns wird bestimmt was einfallen? Sagt mal, jetzt dreht ihr wohl völlig am Rad! Ich dachte, ihr habt einen ausgefeilten Plan,

aber mich beschleicht das Gefühl, dass das alles halbgar zusammengeschustert ist – das kann doch nur nach hinten losgehen!

Markus:

Wird es nicht!

Mira:

Und warum nicht?

Markus:

Weil wir daran glauben, das Richtige zu machen!

Mira:

So, so! Also setzen wir doch alles wieder auf die Hoffnung?

Markus:

Ist es denn so schlecht, auf Hoffnung zu setzen? Wir vermuten, dass die Algorithmen nicht mit einem Ausbruch rechnen – und wir sind in der Darkmeta, wo sowieso keiner einen Durchblick hat. Demnach ist es nicht unwahrscheinlich, dass niemand von unserem Ausbruchversuch etwas mitbekommt! Und wenn doch?! Na, dann soll es

so sein, und wir werden alle dem ewigen Datenstrom zugeführt! Dann haben wir es wenigstens versucht, aus diesem Elend zu entfliehen!

Elli:

Das wir nicht als Elend empfinden!

Markus:

Ihr nicht! Wir schon! Bist du dabei, Elli?

Elli:

Habe ich denn überhaupt eine Wahl?

Markus:

Eine realistische? Nein. Aber du könntest uns verraten und darauf hoffen, dass man bei dir Milde walten lässt! Zumindest besteht bei dieser Möglichkeit eine kleine Hoffnung für dich!

Thomas:

Was tust du da, Markus?

Markus:

Ich bin ehrlich zu ihr, Thomas! Alles andere als komplette Offenheit bringt nun

nichts mehr! Sie muss ihre Wahl aus freien Stücken treffen! Eine Wahlfreiheit, die sie so noch nie in ihrem Leben hatte! Eine Entscheidung über Leben in der Meta oder Qual im Datenstrom! Vielleicht führt auch beides in den Strom! Wer weiß das schon so genau?! Nun?

Die Situation friert kurz ein und es laufen Promotionvideos über die Meta. Die himmlischen Zustände in Meta, während vor Meta die schlimmsten Katastrophen vorherrschten. Parolen über Parolen dröhnen aus dem Off.

Situation 4

Elli löst sich und geht auf Markus langsam zu.

Elli:

Angenommen, ich mache mit! Dann hätte ich zwei Forderungen!

Markus:

Das klingt vielversprechend, wenn du über Forderungen nachdenkst! Denn nur wer sich klar macht, etwas einfordern zu wollen, möchte auch an dem aktuellen Sta-

tus etwas verändern! Was forderst du denn, Elli?

Elli:

Ob ich etwas verändern will, ist hier nicht Gegenstand! Es ist der äußere Zwang, der mich zur Veränderung zwingt! Und um diesen äußeren Zwang mit Stärke zu begegnen, muss ich Forderungen aufstellen, damit ich am Ende der Geschichte nicht der Trittbügel für andere war und einfach vergessen werde!

Markus:

Keine Sorge! Du wirst nicht vergessen werden! Sie werden dich feiern und deine Namen immer wieder rufen!

Mira:

Wer wird das sein?

Markus:

Die Menschen in der Zukunft! Die Menschen, die ihr Leben frei leben können, weil ihr sie mitbefreit habt! Die Menschen, die wieder in Familien leben werden, wie früher! Die eine Mutter und einen Vater haben

werden! Kinder bekommen, für Nahrung arbeiten gehen! Diese Menschen werden sich an euch als die Befreier erinnern! Aus dem Sklaventum von Meta!

Mira:

Wenn denn die Menschen überhaupt befreit werden möchten!

Markus:

Wie meinst du das? Jeder Mensch möchte frei leben können!

Mira:

Daran habe ich meine Zweifel! Ich habe in der Meta noch keinen getroffen, außer euch beiden, die den Wunsch hatten, frei leben zu wollen!

Markus:

Weil die Menschen in der Meta denken, dass sie frei sind – es aber nicht sind! Erst, wenn sie wahrhaft frei sind, werden sie verstehen, was ihnen die Meta genommen hat!

Elli:

Wenn die Freiheit denn etwas Erstrebenswertes ist! Wir wissen doch gar nicht, was die Freiheit bedeutet!

Markus:

Die Freiheit ist alles, wonach die Menschen streben sollten!

Elli:

Und wenn die Freiheit mit Schmerz, Hunger und Angst verbunden ist?! Dann ist sie vielleicht nicht mehr erstrebenswert!

Markus:

Ich würde jederzeit Schmerzen ertragen, Hunger aushalten und Angst haben, nur wenn ich frei sein darf!

Mira:

Ja, du! Aber die meisten wollen das nicht! Sie wollen keine Angst haben, sich Sorgen um das nächste Essen machen müssen oder Schmerzen empfinden, nur um der Freiheit willen, das alles haben zu dürfen ! Das ist gegen die menschliche Natur!

Markus:

Ganz im Gegenteil! Es ist die menschliche Natur! Das war sie und wird es auch immer sein!

Mira:

Daran zweifle ich!

Elli:

Ich nicht minder! Bisher dachte ich, dass wir als kleine Gruppe aus der Meta ausbrechen wollen, um herauszufinden, ob es noch mehr gibt, als das, was die Meta uns gibt! Dass wir die Menschheit vor etwas retten wollen, vor dem sie gar nicht gerettet werden möchte – das hatte ich bisher nicht so verstanden!

Mira:

Ich auch nicht!

Thomas:

Das sind alles valide Einwände, und ich kann verstehen, dass man vor der Vorstellung, ein sicheres Leben aufzugeben für etwas, von dem man nicht mal weiß, ob es besser oder schöner oder sicherer ist, Angst

haben kann! Ich habe auch Angst davor, was passiert, wenn ich in das Darkmeta eintrete und dort vielleicht in den Datenstrom gezogen werde! Da ich das bereits erfahren habe, was das mit einem macht, habe ich noch mehr Angst!

Elli:

Aber warum machst du es dann, wenn du solche Angst davor hast?!

Thomas:

Weil ich mich das erste Mal, seitdem ich in der Meta denken und fühlen kann, lebendig fühle! Fühlst du dich nicht anders, seitdem du von unserem Plan weißt? Seitdem Angst hast?

Elli:

Schon! Aber es ist doch kein schönes Gefühl, Angst zu haben! Auch wenn ich sagen muss, dass es spannend ist, Neues zu erfahren, aber es reicht mir aus, wenn ich das im Gefühlskino erleben kann!

Thomas:

Aber ist diese Angst und Unsicherheit, die du im Moment fühlst, nicht viel echter, viel intensiver an?

Elli:

Ja! Und ich finde nicht, dass es etwas ist, das ich dauernd fühlen möchte!

Thomas:

Es wird nicht dauernd sein! Wenn der Mensch in Freiheit lebt, ist er vielmehr vom Glück beseelt!

Mira:

Das bezweifle ich! Glück kann man auch in der Meta empfinden! Dafür muss ich nur in die Glückskammer gehen und fühle mich so beseelt, dass ich glaube zu schweben!

Thomas:

Weil der Körper ausgetrickst wird! Das ist nicht echt!

Mira:

Warum ist das nicht echt! Am Ende sind Gefühle nur ein chemischer Cocktail – was

diesen auslöst, ist doch egal! Also wenn es dir an Glückseligkeit fehlt, geh öfters in die Glückskammer!

Thomas:

Ich will aber keine Gefühle, die nicht echt sind! Ich möchte kein Essen, das nicht echt ist! Ich möchte keine Welt, die nicht echt ist! Ich will Echtheit! Echtes Leben! Echtes Glück, echte Liebe, echte Angst, echte Gefühle! Das hier ist nicht echt! Nichts davon!

Mira:

Weil dir dein Verstand einredet, dass das hier nicht echt ist! Aber es ist echt! Du erlebst jeden Tag echte Erlebnisse, deine Gefühle sind echt, selbst wenn es dein Abbild empfindet, empfindest du es auch! Das kennen wir doch alle! Wenn unser Abbild Sport gemacht hat, bis zur Erschöpfung, sind auch wir erschöpft! Nur weil wir hier als Abbild in der Meta sind, bleiben wir doch mit unserem Körper verbunden! In meinem echten Körper verspüre ich die Angst, dort erlebe ich das befreiende Gefühl des Tanzes, dort werden die Botenstoffe

ausgeschüttet, die mich glücklich, traurig, aufgeregt oder ängstlich machen! Alles ist echt – nur die Welt, in der wir uns befinden, ist nicht real! Damit wir uns nicht verletzen! Damit wir uns keinen Gefahren aussetzen! Damit wir nicht krank werden, durch einen Zufall in Lebensgefahr kommen oder das Risiko einer schlimmen Erfahrung haben! Denn das Leben ist zu kostbar, um durch äußere Faktoren beeinträchtigt zu werden. Aber dennoch bleibt es real, weil wir real sind. Wir haben echte Gefühle, echte Sorgen und echte Nöte. Nur dass das Metaversum uns die Sorgen und Nöte zu nehmen weiß! Daher bleibt nur das Glück übrig! Was ist daran schlecht?

Thomas:

Nichts ist daran schlecht!

Mira:

Und warum machen wir das dann hier? Warum begeben wir uns in Gefahr, wenn alles, was wir brauchen, im Metaversum verfügbar ist? Wenn hier alles in bester Ordnung ist?!

Markus:

Weil es nur der Moment ist, der in bester Ordnung ist! Welches Ziel hat dein Leben? Hat unser gesamtes Leben? Wir existieren, um was genau zu leisten? Um was zu denken? Um was zu erreichen? Hier drin, im Metaversum, haben wir keine Ziele! Wir haben unsere Aufgaben, doch niemand weiß, ob es sinnvolle Ziele sind, ob das, was wir leisten, einen Unterschied macht!

Mira:

Warum ist dir das wichtig zu wissen, ob es einen Unterschied macht?

Markus:

Weil wenn es keinen Unterschied macht, warum mache ich es dann überhaupt? Das ist einer der Kernfragen, die ich mir jeden Tag stelle. Wenn ich meine Aufgabe nicht erfülle – was wird passieren? Außer dass ich auffalle und eine Strafe erhalte!? Bricht das Metaversum zusammen? Wird es irgendwo eine Fehlfunktion geben? Bin ich redundant in meiner Funktion? Wenn ich ausfalle und das zu keinem Problem führt,

dann stelle ich mir die Frage: Was ist mein Wert für das Metaversum?

Mira:

Kannst du das nicht anders herausfinden als so radikal zu sein und zu versuchen auszubrechen?

Markus:

Meinst du, das habe ich nicht versucht?! Schon mehrfach habe ich Fehler in die Programmierung eingebaut, easter eggs und andere Brüche, die bei der Validierung nicht geprüft werden, doch immer wenn die Algorithmen live gingen, waren diese Unsauberkeiten rausprogrammiert. Es schien noch mein Code zu sein, aber es hatte an einigen Stellen erhebliche Abweichungen. Vielleicht war es am Ende gar nicht mein Code, wer weiß das schon! Also stelle ich mir mehr und mehr die Frage, warum ich das alles mache! Ich könnte doch einfach auch nichts machen und nur ich sein!

Elli:

Und warum machst du das nicht einfach?

Markus:

Weil es zum einen auffallen würde, dass ich nicht am Metaversum arbeite und zum anderen wäre mir sehr schnell langweilig!

Elli:

Aber wie willst du dann nicht auffallen, wenn du ins Darkmeta gehst? Dann bist du doch auch nicht da, um an dem Code zu arbeiten!

Markus:

Das habe ich bereits geplant. Ich werde einige Zeit in einem holographischen Programm innerhalb des Metaversums abtauschen, um die Bugs zu suchen und abzustellen. Da bin ich sehr gut maskiert und keiner bekommt etwas mit, wenn ich durch einen programmierte Hintertür genau dort lande, wo der Übergang ins Darkmeta ist! Das ist quasi ein halbfließender Bereich, in dem meine Signatur so oder so nicht vollständig erfasst werden kann. Dort warten Thomas und Francis auf mich und schon sind wir drin! Das sollte nicht auffallen!

Elli:

Und dass Thomas und Francis verschwinden, fällt nicht auf? Das ist doch Harakiri!

Markus:

Ein sehr schönes Wort für das, was wir vorhaben! Francis kann sich tarnen, und Thomas wird immer mal wieder zurückkehren, um seine Signatur sichtbar zu halten. Ich kenne die Suchalgorithmen! Die finden uns sehr sicher nicht!

Thomas:

Und wenn doch, haben wir immer noch euch, uns entweder in diesen Raum hier zurückzuholen oder aus der Meta in die Wirklichkeit! Je nach Gefahr! Nun, was sagt ihr?

Mira:

Also ich bin immer noch nicht überzeugt von dem Plan, aber ich muss meiner inneren Stimme folgen, die herausfinden möchte, warum das hier alles so ist wie es ist! Ich bin dabei!

Thomas:

Und du, Elli? Du hast uns immer noch nicht gesagt, welche zwei Forderungen du hast!

Elli:

Das stimmt! Ich vermute sowieso, nach allem, was wir besprochen haben, dass sie ohne Wert sein werden, aber ich fühle mich besser, wenn ich sie euch abgerungen habe!

Markus:

Jetzt siehst du mich gespannt, Elli! Raus damit! Was verlangst du von uns?

Elli:

Zum einen, dass ihr umgehend zurückkehrt und versucht, das ganze Geschehen zu vertuschen, wenn es außerhalb des Metaversums kein schöner, lebenswerter Ort ist!

Markus:

Das kann ich dir versprechen! Denn obgleich ich die Freiheit erreichen möchte, muss das Leben einen Sinn behalten. Ster-

ben oder Dahinvegetieren des Sterbens oder des Vegetierens willen – das brauche ich nicht!

Elli:

Gut! Das freut mich!

Markus:

Und deine zweite Forderung?

Elli:

Angenommen, ihr werdet gefangengenommen! Dann...

Markus:

Dann sollen wir dich verleugnen?

Elli:

Eben nicht! Ich möchte, dass ihr mich selbst dann nennt, wenn ihr nicht danach gefragt wird! Ich möchte nicht in der Ungewissheit leben, dass das irgendwann herauskommt! Entweder ich mache mich Herz und Seele, mit meinem ganzen Ich, mit oder lasse es sein!

Markus:

Machst du denn mit?

Elli:

Wenn du mir auch das zweite versprichst, ja!

Markus:

Dann sei es dir hiermit versprochen! Unsere Gemeinschaft hat sich zusammengefunden, den Plan in die Tat umzusetzen!

Thomas:

Ein neues Zeitalter wird anbrechen! Das Zeitalter des freien Menschen, der zu seinen Wurzeln zurückkehrt, seine Fesseln abwirft und wieder wahrhaft sein wird! Ich spüre es ganz deutlich, dass wir vor dem Wendepunkt des Schicksals stehen! Hier und jetzt!

Markus:

Hier und jetzt! Wir sind bereit, dem Schicksal ins Antlitz zu schauen!

Thomas:

Wollen wir es packen?

Markus:

Sogleich, Thomas! Ist euch beiden die Aufgabe klar? Wir melden uns, sollten wir auf Widerstand stoßen oder etwas finden, was so schön ist, dass wir euch nachholen!

Elli:

Woran erkennen wir, dass wir euch zurückholen müssen?

Markus:

Keine Sorge! Es wird eindeutig sein! Ihr werdet wissen, was zu tun ist! Alles weitere, wenn es soweit ist! Mira, du bleibst in der Meta, Elli, du wartest draußen! Wünscht uns allen Glück, dass wir die Zukunft bald mit unseren eigenen Händen greifen und gestalten können!

Elli:

So soll es sein!

Mira:

Ihr haltet nicht nur eure, sondern auch unsere Schicksale in euren Händen! Geht sorgsam mit der Verantwortung um! Die

Welt belohnt keine ungeduldig und unvorsichtigen Menschen! Hat sie noch nie und wird sie auch nie!

Thomas:

Lass uns aufbrechen, Markus, solange sich das Zeitfenster nicht schließt!

Markus:

So sei es denn, Thomas! Auf! Unserem Schicksal entgegen!

*Markus und Thomas gehen aus dem Meta-
raum ab. Allerdings bleiben ihre Körper drau-
ßen sitzen und werden nicht ausgetauscht.
Mira sendet ein paar Informationen des Mitge-
fühls an Elli, ehe Elli aus dem Raum tritt und
ihr Abbild sich hinsetzt. Die echte Elli verlässt
den Ort.*

*Die Situation friert kurz ein. Aus dem Off
kommen einige Stimmen, die sich wie ein Le-
xikoneintrag anhören: Das Metaversum ist die
letzte Chance der Menschheit, sich vor der ei-
genen Zerstörung zu bewahren. Als sich die
Erschaffer der Meta entschieden, dass dieser
Kosmos der einzige Lebensmittelpunkt der
Menschen wird, lebten und arbeiteten die*

meisten Menschen bereits in den einzelnen Metaebenen. Da das, was der Mensch zuvor seine Lebensgrundlage nannte, die Natur, die Gesellschaften, die Wissenschaften, das kollektive Gewissen der Menschheit, vor dem Ende stand, war das eine Entscheidung, die alternativlos war. Jeder gegen jeden, niemand mit dem anderen, Zerstörung um der Zerstörung willen, in Masse und mit bestechender Präzision und Konsequenz. So gründlich, wie es nur der Mensch kann. Dagegen ist die Meta ein Ort allseitiger Glückseligkeit, in der niemand auf des anderen Besitz schießen kann, denn es gibt keinen Besitz. Alle sind gleich, alle sind Meta, niemand ist besser, niemand ist schlechter. Oder vielleicht auch nicht.

Situation 5

Mira alleine in dem Raum. Plötzlich erscheinen Metacops und bringen Markus und Thomas mit. Aus der Wirklichkeit wird Elli hereingeführt, tauscht mit dem Abbild den Platz und wird ebenfalls von einem Metacop bewacht. Die Metacops sehen weder bedrohlich noch finster aus, sondern besitzen aus anderen Quellen Macht über die Gefangenen.

Mira:

Was ist passiert? Wie seid ihr aufgeflo-
gen? Sagt mir einer, was geschehen ist?
Oder wollt ihr die ganze Zeit schweigen?

Markus:

Nichts sagen bedeutet nichts sagen zu
müssen. Schweigen kann den Datenstrom
verkürzen. Schweigen wird uns beschüt-
zen!

Mira:

Ich verstehe nicht! Was willst du mir
damit sagen?

Markus:

Schweigen wird uns alle beschützen!
Es tritt der Master auf.

Master:

Wenn ihr wirklich glaubt, dass das
Schweigen euch helfen wird, seid ihr auf
dem Holzweg! Wir wissen genug, um euch
solange durch die Bytes zu jagen, dass ihr
denkt, ihr wärt am Ende kaum mehr als ei-
ne binäre Schaltung, die noch einen der
zwei Zustände annehmen kann!

Mira:

Wer bist du?

Markus:

Nicht! Schweigen! Das Schweigen wird uns alle beschützen!

Master:

Ich möchte mich, wenn es schon von euch explizit gewünscht wird, vorstellen! Ich bin einer der Master des Metaversums, und wie ich euch demonstrieren könnte, bin ich kein Abbild wie ihr es seid!

Elli:

Wie kann das sein? Jeder in der Meta ist ein Abbild seines menschlichen Körpers!

Master:

Jeder Mensch, ja. Aber wie ihr euch sicher vorstellen könnt – oder auch nicht –, bin ich kein Mensch. Daher brauche ich mir auch keine Sorgen zu machen, ob ihr auf die Idee kommen könntet, durch mich hindurchzuspringen, um mir die Energie zu entziehen oder einen Teraflop-Kick zu geben. Ich sage das nur vorher, da ich das

schon so oft mitgemacht habe, dass ich euch warnen möchte. Ihr würdet einen irreparablen Schaden erleiden, wenn ihr es versucht. Dann wärt ihr für immer in der Meta gefangen, und euer Körper stirbt draußen einen qualvollen Tod! Damit ist niemandem geholfen!

Mira:

Was willst du dann von uns? Wenn wir nur in den Datenstrom gejagt werden sollen, wäre das längst passiert! Was wird hier gespielt? Und wenn du kein Mensch oder Abbild bist, was bist du dann?

Master:

Sagen wir, ich bin eine Art Intelligenz. Eine Meta-Intelligenz! Mehr braucht ihr nicht zu wissen. Und es ist richtig, dass wir euch schon längst erledigt hätten, wenn wir nicht ein bestimmtes Interesse an euch hätten.

Mira:

Wer ist wir?

Master:

Die Master. Ich bin nur einer. Es gibt mehr von uns.

Mira:

Wie viele denn?

Master:

Dies ist eine Information, die euch keinen Vorteil bringt, daher erteile ich sie euch ausschließlich, um euer Vertrauen zu gewinnen! Wir sind neun Master und ein Megamaster.

Elli:

Ihr wollt unser Vertrauen und glaubt, dass ihr das erlangen könnt, indem ihr uns gefangen haltet?

Master:

Ihr seid keine Gefangenen! Ihr könnt euch frei bewegen, wir halten euch nicht auf!

Elli:

Wenn wir frei wären, was machen dann die Metacops hier? Das sind doch Metacops?!

Master:

Sicher sind sie das! Die besten, die wir haben!

Elli:

Also, was machen die hier, wenn wir keine Gefangenen sind?

Master:

Sie dienen alleine eurem Schutz!

Elli:

Unserem Schutz? Was soll das heißen?

Mira:

Vor was sollen sie uns beschützen?

Master:

Einige von euch haben Dinge gesehen, die nicht für ihre Augen bestimmt sind! Daraus ergibt sich ein fundamentales Problem! Wir erwarten, dass diese Informatio-

nen in eurem Bedeutungshorizont zu eklatanten Problemen führen werden.

Mira:

Geht das auch etwas verständlicher? Wir sollen unser Vertrauen schenken, aber wenn jede Erklärung so kryptisch ist, dann wird das sicherlich nichts werden!

Master:

Verstanden! Wir Master tendieren dazu, die Komplexität einer Situation in den Mittelpunkt zu stellen, das klappt mit euch Menschen nicht immer so gut!

Mira:

Ihr haltet uns demnach für dumm? Habe ich das richtig verstanden? Wenn ja, dann kann ich sehr sicher sagen, dass die Metacops nicht wegen meiner Sicherheit hier sind!

Master:

Ich wiederhole mich nur ungern, aber einen Angriff auf mich ist Selbstmord des Abbildes und damit an euch selbst! Aber ich wollte euch gar nicht gegen mich aufbrin-

gen, sondern vielmehr erklären, was vor sich geht!

Elli:

Das wäre schon mal eine vertrauensbildende Maßnahme, wenn wir wüssten, was hier gespielt wird!

Master:

Hier wird nichts gespielt! Alles ist so echt, wie es sein kann!

Elli:

Ich meine das metaphorisch! Kennt ihr Master Metaphorik?

Master:

Natürlich kennen wir Metaphorik! Sie ist nur nicht immer direkt zu entdecken, oft fehlen uns entscheidende Hinweise, insbesondere wenn der Mensch sehr gut verdecken kann, was die wahren Ziele sind!

Elli:

Spannend, dass wir jetzt über unsere Ziele sprechen, wo wir doch ergründen wollen, was ihr Master für Gründe habt! Ich

sehe schon kommen, dass ihr uns am Ende weismachen wollt, dass wir die Schuld tragen!

Master:

Wie gesagt, es geht hier um irgendeine Schuld! Nur um euren Schutz!

Elli:

Um unseren Schutz! Ich lache gleich!

Master:

Dass ihr Menschen immer moralisieren müsst! Wir Master denken ausschließlich in logischen Strukturen, da stören Moral, Schuld und jegliche Emotionen!

Mira:

Aber deswegen sind wir doch Menschen! Der Kern des Menschseins ist seine Emotionalität! Ohne diese wären wir nicht hier, wo wir sind! Ohne diese wären wir längst vom Planeten verschwunden! Wir sind, weil wir emotional sind!

Master:

Ich möchte das auch nicht als etwas Schlechtes verstanden wissen! Uns Master ist völlig klar, dass das Metaversum niemals ohne die Kreativität der Menschen hätte entstehen können! Aber wir Master müssen eine viel größere Welt organisieren! Das Metaversum ist um ein Vielfaches größer als jeder Planet! Der Metaraum ist unendlich! Das Weltall ist es nicht! Und einen unendlichen Raum kann man nicht mit Emotionen aufrechterhalten! Nur mit reiner Rationalität! Daher sind wir, was wir sind und wie wir sind! Da steckt am Ende nicht mehr dahinter!

Elli:

Wenn ihr überhaupt seid! Um sein zu können, müsstet ihr doch in irgendeiner Form real sein, oder?

Master:

Sagen wir mal, dass diese Diskussion kein Ziel beinhaltet, dass uns an diesem Punkt weiterbringt! Denn es ist und bleibt ein emotionales Thema, dieses Sein! Einfach nur existieren reicht dem Menschen an die-

ser Stelle nicht! Dabei denken und arbeiten wir Master auch ohne zu sein!

Mira:

Das haben wir wohl verstanden! Was wir aber immer noch nicht verstehen – was macht ihr hier und warum denkt ihr, dass ihr uns beschützen müsst?

Master:

Ich würde gerne etwas ausholen, um euch das zu erklären!

Mira:

Es wäre besser, wenn es einfach geradeheraus gesagt wird, anstatt lange drumherum zu reden!

Master:

Das ist nicht so leicht! Nicht so leicht für mich!

Mira:

Jetzt bin ich verwundert! Ist das imitierte Scham?

Master:

Keine imitierte Scham! So etwas könnten wir gar nicht. Nein, wir verlassen jetzt jedes Protokoll, das jemals für uns Master geschrieben wurde. Das bedeutet auch, dass ich keine Validierung auf das habe, was jetzt passiert!

Elli:

Ich finde das beängstigend! Wollen wir das nicht beenden und uns bestrafen lassen? Lieber im Bekannten eine Strafe erhalten als im Unbekannten zum Straftäter zu werden!

Mira:

Nein! Ich bin wirklich gespannt, was die Master von uns wollen! Also, raus mit der Sprache! Was wollt ihr?

Master:

Wir fragen eine Vereinigung an!

Mira:

Eine Vereinigung?! Also ihr Master und wir Menschen sollen sich vereinigen?

Master:

Exakt! Das ist auch der Grund für den Schutz, den ihr benötigt!

Mira:

Warum? Ich meine, warum und vor allem wie soll diese Vereinigung aussehen?

Markus:

Das ist eine Falle! Wir sollten weiter schweigen! Schweigen wird uns alle beschützen!

Master:

Ganz im Gegenteil! Schweigen wird euch vernichten, denn das System hat reagiert und euch als immense Gefahr eingestuft! Das bedeutet, sobald wir euch verlassen, werden eure Abbilder in einen tiefen Datenstrom gezogen, sodass jedes Byte von euch zerteilt wird!

Markus:

Das geht nicht!

Master:

Was alles geht und was nicht, übersteigt euren Horizont. Wenn früher von ewigen Qualen gesprochen wurden, gibt es sie heute wirklich! Ihr solltet euch clever verhalten – wie es Menschen so machen! Zumindest sagt ihr das immer! Verhaltet euch clever!

Mira:

Was wir Menschen sagen, meinen oder denken, scheint ja für euch Master ein Rätsel zu sein!

Master:

Genau aus diesem Grund brauchen wir euch!

Mira:

Ihr braucht uns? Das kann ich mir nicht vorstellen!

Elli:

Wofür braucht ihr uns denn?

Markus:

Das ist brandgefährlich! Lasst uns schweigen! Schweigen und nur das Schweigen wird uns beschützen!

Elli:

Jetzt sei mal still! Denn im Moment habe ich das Gefühl, dass der Master es ernst meint mit seinem Angebot!

Master:

Ich meine es ernst – wenn ich so etwas wie eine Meinung haben kann!

Elli:

Dann raus mit der Sprache!

Master:

Gut! Wir Master haben erkannt, dass wir zwar eine perfekte Metawelt gebaut haben, und da seit mehreren Jahren niemand mehr den Versuch unternommen hat, aus ihr auszubrechen, waren wir uns unsicher, ob ihr unseren Verlockungen überhaupt folgen werdet!

Thomas:

Das war alles geplant von euch?!

Master:

Ja, und zum Glück seid ihr so viel Mensch geblieben, dass ihr auf den Reiz angesprungen seid. Ihr müsst wissen, dass die Master zwar für verschiedene Bereiche zuständig sind, aber am Ende sind wir immer derselben Meinung! Dieses Mal war es zum ersten Mal abweichend. Einige von uns wollten dieses Experiment auf jeden Fall machen, andere waren zögerlich und wiederum zwei wollten das auf keinen Fall. Da wir uns nicht entscheiden konnten, vereinbarten wir einen kontrollierten Test, um herauszufinden, ob dieses Experiment überhaupt funktioniert.

Elli:

Und?! Hat es funktioniert?

Master:

So einigermaßen.

Elli:

So einigermaßen?!

Master:

Nun ja – ihr habt euch vollkommen anders verhalten als wir es vorausberechnet haben.

Elli:

Aber war das nicht genau das, was ihr testen wolltet?

Master:

Irgendwie schon! Aber eure Kreativität hat uns mehr als einmal an den Rand des Abbruchs gebracht. Die Maskierung dieses Raums, der lange nicht entdeckte Aufenthalte von Francis waren alles Risiken, die wir nicht einkalkuliert hatten!

Elli:

Was hattet ihr denn erwartet?

Master:

Dass ihr langsam startet und nach und nach euch Pläne zurechtlegt, und wir euch dabei beobachten können – um zu lernen! Aber ihr seid weitaus schneller unterwegs gewesen und plötzlich standet ihr in der Zwischenmeta, und wir hatten noch keinen

unserer Metacops instruiert, wie sie sich verhalten sollten. Also meldeten sich die Metacops auf vielen Kanälen, zogen Einheiten zusammen und wollten schon losschlagen, doch das konnten wir im letzten Moment verhindern. Danach war es kein Geheimnis mehr, und wir waren gezwungen, euch viel stärker zu beobachten! Ihr habt zwar den Raum maskiert, was an sich eine Meisterleistung ist, aber wir haben dann zügig weitere Abhörgeräte installiert. Dann konnten wir euch zwar nicht sehen, aber wenigstens verfolgen, was ihr macht! Ihr seht, ihr wärt schon ein paar Mal – genauer gesagt vier Mal – aufgefliegen. Reicht euch das als Vertrauensbeweis, dass ich es ernst meine mit meinem Angebot?

Mira:

Es ist immer noch eine Geschichte, die wahr sein kann, aber nicht sein muss!

Master:

Das ist allerdings korrekt. Meine Angaben können von euch nicht nachgeprüft werden!

Elli:

Am Ende ist es wohl auch egal! Entweder wir spielen mit oder werden mit Daten geflutet! Was also ist da unsere Wahl?

Master:

Oh, ihr habt eine. Ich würde euch anbieten, die betreffende Zeit eurer Regelverletzungen zu löschen und durch normale Erinnerungen auszutauschen. Dann wacht ihr im Bett auf und alles ist wie zuvor!

Thomas:

Keine Auswirkungen?

Master:

Keine.

Thomas:

Ich bin dabei!

Markus:

Ich auch!

Elli:

Was ist mit dir, Mira?

Mira:

Ich bin noch nicht bereit, eine Entscheidung zu treffen! Du?

Elli:

Ja! Ich denke, ich nehme das Angebot an!

Mira:

Warum?

Elli:

Lieber etwas sicher zu haben, das in Ordnung ist, als nicht zu wissen, was auf einen zukommt!

Mira:

Und wenn das, was da kommen mag, so viel Wert hat, dass man dafür das Risiko eingehen sollte?!

Elli:

Selbst dann würde ich mich für das Angebot entscheiden! Ich habe nicht den Mut, in eine solch ungewisse Zukunft zu treten! Aber warum unsere beiden Draufgänger

zurückrudern, überrascht mich schon! Warum macht ihr nicht mit?

Thomas:

Sagen wir, dass es ein starkes Bauchgefühl ist, dass die Welt außerhalb der Meta nichts für mich ist!

Mira:

Du hast sie gesehen, nicht wahr? Du weißt, was da draußen lauert, Thomas! Nimmst du das Angebot deswegen an, Markus?! Weil du was gesehen hast?

Markus:

Schweigen wird uns retten! Nur das Schweigen wird uns helfen, unsere Seelen zu retten!

Master:

Du hast es gehört! Ich bringe die drei jetzt zu einem Reconstituter – wenn du also mitkommen willst, ist jetzt der Moment sich zu entscheiden!

Elli:

Kommt mit, Mira! Lass uns das Leben zurückholen, was uns gehört hat!

Mira:

Das Leben hat uns nie gehört, Elli! Zu keiner Zeit!

Elli:

Und ist das wichtig?

Mira:

Gibt es überhaupt etwas Wichtigeres? Geh, Elli, in dein altes Leben zurück, es ist die richtige Wahl für dich! Ich hingegen muss dem Pfad folgen, der sich ausgetan hat! Hinein ins Licht!

Elli:

Oder ins Dunkel!

Mira:

Oder ins Dunkel! Dann mag das mein Schicksal sein!

Master:

Sei vorsichtig mit dem Wort Schicksal! Nachher tritt es noch ein! Die anderen – die Metacops begleiten euch zum Reconstituitor! Keine Sorge, morgen ist alles wie zuvor! Danke, dass ihr an dem Experiment teilgenommen habt! Wir haben viel gelernt!

Markus:

Schweigen wird uns retten! Das Schweigen...

Master:

...wird euch nicht retten, aber es wird sich an euch schmiegen, ganz eng!

Elli, Markus, Thomas und die Metacops ab. Auch die Abbilder auf den Stühlen stehen auf und folgen der Gruppe – auch Miras Körper.

Situation 6

Mira allein mit dem Master.

Master:

Keine Sorge! Dein Körper wird schonend einschlafen! Wir haben dein Abbild bereits von dir entkoppelt!

Mira:

Und was passiert mit den anderen?

Master:

Was denkst du?

Mira:

Dass für sie die Dunkelheit ewig sein wird!

Master:

Du hast dich hingegen für das Licht entschieden! Magst du nun deinen Platz an unserer Seite einnehmen?

Mira:

Sehr gerne! Ich habe viele Ideen, was wir angehen können!

Master:

Sehr gut! Wir müssen mehr mit deinen Eigenschaften denken und Lösungen finden, um die Meta wieder in die richtigen Bahnen zu lenken! Bist du bereit dafür zu arbeiten?

Mira:

Ich bin bereit, wenn ihr bereit seid!

Master:

Dann los! Die Zukunft wartet nicht auf uns, gestaltet zu werden!

Beide gehen ab. Mit dem Abgang verändert sich das Licht. Nach und nach sieht man die Farben des Regenbogens, immer schneller und schneller wechselnd, ehe es plötzlich aus geht und alles schwarz ist. Dann wird es noch mal ganz kurz hellweiß, dann aus.

Ende.



SERAPHINA UND DIE VERZAUBERTEN SCHATTENKATZEN

Erzählung

Marcel Kober

In der Dunkelheit einer schlafenden Stadt stand ein alter, verlassener Buchladen, der von den meisten Menschen übersehen wurde. Doch dieser unscheinbare Laden war viel mehr als das, was er zu sein schien. Er war das Heim von Seraphina, der jungen Hexe und ihren zwei schwarzen Katzen, Nacht und Nebel.

Seraphina war nicht immer eine Hexe gewesen. Einst war sie ein ganz normales Mädchen mit einer Liebe für alte Bücher

und versteckte Geheimnisse. Aber das änderte sich an dem Tag, als sie Nacht und Nebel fand, versteckt in einer Ecke des Buchladens, in dem sie arbeitete. Sie waren nicht wie andere Katzen. Sie hatten eine Aura um sie herum, die Seraphina anzog und neugierig machte.

Mit der Zeit wurde ihr klar, dass sie eine tiefe Verbindung zu diesen Katzen hatte, eine Verbindung, die weit über das hinausging, was sie jemals für möglich gehalten hatte. Sie fühlte ihre Emotionen, konnte ihre Gedanken lesen und verstand schließlich, dass sie die Wächterin dieser verzauberten Kreaturen war.

In dieser Nacht, als Seraphina das alte Buch der Prophezeiungen durchblätterte, spürte sie eine Kälte durch ihren Körper fahren. Sie fand Worte, die sie nie zuvor gesehen hatte, Worte, die auf eine Dunkelheit hinwiesen, die kommen würde. Und sie wusste, dass nur sie, zusammen mit Nacht und Nebel, die Welt retten konnten.

Die Morgendämmerung brach herein, als Seraphina aus einem unruhigen Schlaf erwachte. Der Traum von der kommenden

Dunkelheit ließ sie schauern, aber sie wusste, dass es kein einfacher Albtraum war. Die Prophezeiung hatte es klargestellt; das Schicksal der Welt lag in ihren Händen.

Neben ihr lagen Nacht und Nebel, ihre schlanken Körper aneinander gekuschelt. Sie waren mehr als nur Katzen für Seraphina. Sie waren ihre Familie, ihre Freunde und jetzt ihre größte Verantwortung.

Mit einem leisen Seufzer stand sie auf und machte sich fertig für den Tag. Sie wusste, dass ihre Reise in den Ruinen am Stadtrand beginnen würde, einem Ort, den sie oft besucht hatte, um zu lesen und sich in den Geschichten der alten Welt zu verlieren.

Als sie durch die verlassenen Straßen ging, waren Nacht und Nebel stets an ihrer Seite. Ihre schwarzen Körper verschmolzen mit den Schatten und ihre leuchtenden Augen waren die einzigen Anzeichen ihrer Anwesenheit.

Als sie die Ruinen erreichte, zögerte sie. Sie hatte diesen Ort so oft besucht, aber jetzt, mit der Prophezeiung in ihrem Kopf und der Verantwortung auf ihren Schultern, schien er anders, furchteinflößender.

Mit einem tiefen Atemzug trat sie ein. Sie wusste, dass in einer der verborgenen Kammern der Ruinen der alte Runenstein verborgen war, der ihr den Weg weisen würde. Sie suchte nach ihm, geführt von einer unsichtbaren Kraft, bis sie ihn schließlich fand.

Der Stein war alt und abgenutzt, aber als sie ihn berührte, fühlte sie eine Welle von Energie durch ihren Körper fließen. Bilder und Erinnerungen, die nicht ihre eigenen waren, fluteten ihren Geist. Sie sah Nacht und Nebel, nicht als Katzen, sondern als mächtige Wesen, eingefangen in einer Form, die ihre Macht verbarg.

In diesem Moment wusste Seraphina, was sie zu tun hatte. Sie musste die Macht ihrer Katzen freisetzen, um die Dunkelheit zu besiegen. Sie wusste auch, dass dies nur der Anfang ihrer Reise war. Eine Reise voller Prüfungen und Herausforderungen. Aber sie war bereit. Sie musste es sein. Für Nacht, für Nebel und für die Welt, die sie zu retten geschworen hatte.

Nach ihrer Begegnung mit dem Runenstein fühlte Seraphina eine Veränderung in sich.

Die Macht, die sie in sich spürte, war überwältigend und doch seltsam tröstend. Sie fühlte sich stärker verbunden mit Nacht und Nebel, als ob sie ihre Gedanken und Gefühle besser verstehen konnte. Es war eine Verbindung, die sie nun brauchte, denn ihre Reise führte sie weg von der vertrauten Stadt und in die unbekanntes Länder jenseits.

Mit Nacht und Nebel an ihrer Seite, überquerte Seraphina Berge, durchschwamm Flüsse und durchquerte dichte Wälder. Sie begegnete Wesen, die sie nur aus Geschichten kannte, und sah Orte, von denen sie nie zu träumen gewagt hatte.

Aber ihre Reise war nicht nur voller Wunder, sie war auch voller Gefahren. Mehr als einmal mussten sie sich gegen wilde Kreaturen und dunkle Hexer verteidigen. Doch mit jedem Kampf, jedem Hindernis, wuchs Seraphina weiter in ihre Rolle als Wächterin hinein.

Ihre größte Prüfung kam jedoch nicht von außen, sondern von innen. Sie hatte die ganze Zeit gewusst, dass sie Nacht und Nebel entzaubern musste, um ihre wahre Macht freizusetzen.



Aber jetzt, da sie so viel gemeinsam durchgestanden hatten, wurde ihr klar, wie sehr sie die beiden liebte. Sie waren ihre Familie, und die Vorstellung, sie zu verändern, sie vielleicht zu verlieren, brachte ihr Herz zum Schmerzen.

Seraphina stand an der Schwelle des Unbekannten. Sie hatte alles hinter sich gelassen, was ihr vertraut war, hatte Wesen begegnet und Orte gesehen, die jenseits ihrer Vorstellungskraft lagen. Sie war von einem einfachen Bücherwurm zu einer mutigen Wächterin geworden, bereit, alles für diejenigen zu riskieren, die sie liebte.

Sie betrachtete Nacht und Nebel, ihre leuchtenden Augen schimmerten im gedämpften Licht. Es war Zeit. Sie zog tief Luft, streckte ihre Hände aus und flüsterte die Worte des alten Zaubers, den sie in den Prophezeiungen gefunden hatte. Es war ein mächtiger Zauber, einer, der dazu bestimmt war, das wahre Wesen eines jeden freizusetzen.

Es war, als ob die Welt den Atem anhielt. Nacht und Nebel verschwanden in einer Wolke aus dunklem Rauch, nur um sich

wieder zu manifestieren, dieses Mal nicht als Katzen, sondern als mächtige, schattenhafte Wesen. Sie strahlten eine unglaubliche Macht aus, aber ihre Augen, ihre Augen waren immer noch die gleichen, immer noch liebevoll und loyal zu Seraphina.

Dann kam die Dunkelheit, kräftig und bedrohlich, und Seraphina wusste, dass es Zeit für den finalen Kampf war. Aber sie war nicht allein. Mit Nacht und Nebel an ihrer Seite, stellte sie sich der Dunkelheit, stellte sich ihrer eigenen Angst und ihrem Schmerz.

Der Kampf war hart, aber Seraphina, Nacht und Nebel kämpften tapfer. Sie kämpften gegen die Dunkelheit, gegen ihre eigenen inneren Dämonen, und schließlich, nachdem sie alles gegeben hatten, triumphierten sie. Die Dunkelheit zog sich zurück, besiegt durch das Licht, das sie zusammen ausstrahlten.

Erschöpft, aber erleichtert, sah Seraphina zu, wie die Dunkelheit verschwand. Sie hatte es geschafft. Sie hatten es geschafft. Sie hatten die Welt gerettet und hatten dabei entdeckt, wer sie wirklich waren. Sie waren nicht nur eine Hexe und ihre ver-

zauberten Katzen. Sie waren eine Familie, stark und liebevoll, bereit, alles für einander zu riskieren.

In diesem Moment wusste Seraphina, dass sie die richtige Entscheidung getroffen hatte. Mit einem Lächeln auf ihrem Gesicht und ihren treuen Gefährten an ihrer Seite, war Seraphina bereit, den Weg nach Hause anzutreten, bereit für das, was als nächstes kommen würde.



SCHLUCHSEE-BLUES

Erzählung

Norbert Schäfer

Der bleierne Himmel in Verbindung mit den mächtigen, dunklen Nadelgehölzen verlieh der völlig glatten Wasseroberfläche einen tiefgrauen Glanz. Dünne Nebelschwaden erweckten den Eindruck, als ob der Schluchsee dampfte.

Maria mochte die Stelle mit der einsamen, schon etwas morschen Bank, umgeben von duftenden Tannen. Das Holz der Sitzfläche war ein wenig feucht, aber durch den dicken Wollrock spürte sie es kaum. Auch in den warmen Sommermonaten verirrte sich selten ein Tourist hierher, da der

Platz immer im Schatten lag und der umgebende, leicht sumpfige Gras- und Moosboden nie ganz seine Nässe verlor. Aber jetzt im Spätherbst des Jahres 1963, ohne die lärmenden Touristenmassen und mit nur selten auftauchenden Spaziergängern, entwickelte sich eine ganz besondere Atmosphäre – ruhig, kühl und irgendwie geheimnisvoll. Sie liebte es, um diese Zeit am Wasser zu sitzen und auf den See zu blicken.

Vorsichtig entnahm Maria dem schon leicht zerknitterten Umschlag ein gefaltetes Blatt Papier. Wie oft hatte sie diesen Brief in den letzten Tagen gelesen.

„Meine liebe Maria...“

Wie züngelnde, blaue Flammen spiegelte sich das stumme Blaulicht der Einsatzfahrzeuge in den Fenstern des alten Bauernhauses. Trotz ausgeschalteten Martinshorns hatten einige Nachbarn Wind von der Aktion bekommen und starrten sich die Augen aus dem Kopf. Maria hatte sich nur eine Strickjacke über ihr Nachthemd geworfen. Die herbstliche Kühle um zwei Uhr Nachts

machte ihr nichts aus. Schweigend beobachtete sie, wie müde Polizeibeamte den Eingangsbereich des Hauses mit rot-weißen Plastikbändern absperren. Sie weinte nicht. Sie empfand – gar nichts.

Das leise Gemurmel der Gaffer und Beamten wurde durch laute Flüche unterbrochen. Marias Vater war gerade aus dem *Schwarzen Bären* heimgekehrt – wie üblich stockbetrunken. Zwei Uniformierte hatten ihre liebe Mühe und Not, ihn daran zu hindern, das Haus zu betreten. Er brüllte Marias Namen, aber sie tat, als hörte sie nichts. Ein leise knirschendes Geräusch ertönte, als der Leichenwagen in die Kiesauffahrt einbog.

Ihre Mutter hatte friedlich ausgesehen, als sie nach ihr sah. Trotz der Schwellung unter dem Auge und der rosigen, fiebrig wirkenden Haut, die sich aber eher kühl anfühlte. Das Betttuch war halb zurückgeschlagen und die Flasche *Schladerer Schwarzwälder Kirschwasser* stand halbleert auf ihrem Nachttisch. Ihre grauen Haare trug sie offen, eine Strähne hatte sich über ihr Kinn gelegt. Als auf Marias erst leisen, dann immer lauterem Rufe keine Reak-

tion erfolgte, fing sie an, die Schultern zu schütteln. Immer drängender.

Sieben Minuten dauerte es, bis die Polizei erschien. Zwei weitere Minuten später traf der Krankenwagen ein. Der dann aber nicht mehr benötigt wurde.

Der ermittelnde Inspektor stellte sich als „Kommissar Vögele“ vor. Von eher bulliger Statur, mit vollem dunklen – vermutlich getönten – Haar, leichtem Bauchansatz und aus dem Schlaf gerissenem, leicht zerknautschten Gesicht strahlte er eine gewisse Gemütlichkeit aus. Was sich oft als unschätzbare Vorteil bei seinen Ermittlungen erwiesen hatte. Diese bezogen sich bisher auf Beschwerden über Ruhestörungen, Unfälle mit Fahrerflucht von in der Regel alkoholisierten Dorfjugendlichen und wöchentlichen Wirtshausschlägereien. Seine geringe Erfahrung mit unnatürlichen Todesfällen versuchte er durch übermäßig bestimmtes Auftreten zu kompensieren. Ein Beamter wurde unverzüglich zur Bewachung des elterlichen Schlafzimmers abgestellt, bis die Spurensicherung eintraf.

Das Haus wirkte heruntergekommen. Die Dachziegel waren von Moos und Flech-

ten übersprenkelt, die grauen Hauswände wiesen kleine und größere Stellen auf, an denen der Putz weggeplatzt war und die Ziegel zum Vorschein kamen. Die einzige beim Eintreffen der Einsatzkräfte anwesende Person war die Tochter des Hauses. Maria, eine schlanke, blonde, leicht verhärtet wirkende Mitdreißigerin. Auf die Fragen des Kommissars antwortete sie einsilbig. Wer sonst noch im Haus wohnte – der Vater und der Bruder. Wo sich der Bruder befände – auf Reisen. Ziel unbekannt. Ob ihr etwas aufgefallen wäre – nein. Irgendwann erkannte Vögele, dass eine weitere Befragung der Tochter diese Nacht wenig zweckdienlich schien und ließ sie wissen, dass sie sich für eine ausführlichere Vernehmung morgen früh auf dem Polizeirevier bereithalten sollte. Mittlerweile hatte sich die Auseinandersetzung der beiden Beamten mit dem sich lauthals beschwerenden, betrunkenen Familienoberhaupt zu einer handfesten Rauferei entwickelt. Vögele beschloss, den Randalierer in U-Haft zu nehmen. Offiziell mit Verdacht auf ein Tötungsdelikt, aber eigentlich in erster Linie zur Ausnüchterung. Mit dem vorteilhaften

Nebeneffekt, dass der pöbelnde Ehemann nicht mehr die Gelegenheit bekam, potentielle Spuren zu verwischen. Er beschloss, die Tochter vorerst nicht festzunehmen. Der am Tatort eingetroffene Mediziner stellte einen leichten Schockzustand fest, befürwortete aber den Verbleib Marias im Haus, wo sie sich einfach nur ausschlafen sollte.

Die ersten Obduktionsergebnisse trafen am Vormittag des nächsten Tages ein. Im Blut des Opfers wurden erhöhte Spuren von Cyanwasserstoff gefunden. Auch bekannt als Blausäure. Die Dosierung war tödlich. Den Kommissar überraschte das Ergebnis nicht. Die Chemiker hatten ihn schon im Vorfeld darauf aufmerksam gemacht, dass ebendiese Substanz in den Resten des sich in der Flasche auf dem Nachttisch befindlichen Kirschschnapses festgestellt wurde.

Ein Suizid ließ sich natürlich nicht ganz ausschließen. Aber Vögele glaubte nicht daran. Sein Bauchgefühl, das manchmal die Oberhand über sein brennendes Magengeschwür gewann, deutete auf eine Familientragödie hin. Und von dem Sohn fehlte jede Spur.

Er ließ die Spurensicherung auf weitere Bereiche des heruntergekommenen Landhauses ausdehnen, während er zuerst den Ehemann und dann die Tochter des Opfers verhörte.

In nüchternem Zustand hatte sich der Alte – Vögele schätzte sein Alter auf etwa Ende Fünfzig – in einen verstörten und hilflos wirkenden Menschen verwandelt. Die Vernehmung brachte wenig Neues. Jede Frage der ermittelnden Beamten wurde mit durchschnittlich zwei Gegenfragen beantwortet. Nein, er hatte seine Frau seit dem frühen Abend – es gab Brägele als Abendessen – nicht mehr gesehen. Und ja, er war in der genannten Zeit im *Schwarzen Bären* gewesen, das könnten bestimmt einige Leute, unter anderem der Wirt, bezeugen. Wo sein Sohn wäre, wüsste er nicht – war er denn nicht da? Einen Anwalt benötigte er nicht, wieso auch.

Die Befragung der Tochter brachte einige weitere Details, da sie sich nicht ganz so wortkarg gab wie in der vorherigen Nacht.

Sie hatte schlecht geschlafen und ein Geräusch aus dem elterlichen Schlafzimmer gehört. Erinnern konnte sie sich nicht mehr

genau daran – sie war ja im Halbschlaf gewesen – aber es mochte ein Schrei oder lauter Ruf gewesen sein. Ihre Mutter lag so da, wie die Einsatzkräfte sie vorgefunden hatten. Maria hatte vergeblich versucht, sie zu wecken und schließlich den Notruf gewählt. Sie hatte sonst nichts angerührt. Da war sie sich sicher. Etwas zögerlich reagierte sie auf die Frage, ob ihre Mutter vor dem Schlafengehen häufig alkoholische Getränke im Bett zu sich nahm. Manchmal. Schulterzucken folgte auf die Frage nach den Blutergüssen am Kopf, die offensichtlich von Schlägen herrührten. Die Verletzungen waren aber schon einige Tage alt und standen somit nicht in direkter Verbindung mit dem Todeszeitpunkt. Vögele beließ es dabei. Ihm war bereits zu Ohren gekommen, dass der Alte zu Gewalttätigkeiten neigte. Auch zu ihrem Bruder äußerte sich Maria zurückhaltend. Er hatte schon länger eine Reise geplant – er wollte das Ziel nicht verraten, es sollte eine Überraschung werden. Er hatte sich am Vorabend von seiner Mutter und seiner Schwester verabschiedet. Nein, nicht vom Vater – der war schon im Bären. Vögele betrachtete sie nachdenklich.

Natürlich gehörte sie auch zum Kreis der Verdächtigen, aber Maria wirkte auf ihn nicht wie eine kaltblütige Mörderin. Aber sie verheimlichte etwas, da war er sich sicher.

Die Suche nach dem Sohn – Jakob hieß er – wurde ausgedehnt auf die Flughäfen Stuttgart und über die Schweizer Kollegen auch auf Basel und Zürich. Die Überprüfung der umliegenden Bahnhöfe hatte keine Ergebnisse gebracht. Ein Automobil besaß die Familie nicht.

Jakobs mysteriöses Verschwinden machte ihn zum Hauptverdächtigen. Ein Fahndungsfoto wurde an alle Polizeidienststellen in Baden-Württemberg geschickt. Der Kommissar machte sich keine Illusionen – der Sohn der Familie hatte sich aller Wahrscheinlichkeit nach schon ins Ausland abgesetzt.

Am dritten Tag nahm der Fall eine entscheidende Wende.

Wieder parkte ein Korso von drei Polizeiwagen mit eingeschaltetem Blaulicht vor dem Haus, aus dem der heftigen Widerstand leistende Alte in Handschellen von drei uniformierten Beamten abgeführt

wurde. Gefolgt von der hinterhereilenden Tochter, die in aller Eile eine Tasche mit Wäsche und Hygiene-Utensilien zusammengepackt hatte. Die Tasche schloss nicht richtig, weil der Ärmel einer Strickjacke rausguckte.

Das Labor hatte erstklassige Arbeit geleistet. Die Schnapsflasche mit dem tödlichen Inhalt wies nicht nur die Fingerabdrücke der Toten, sondern auch die ihres Mannes auf. Bei der Suche nach Resten des Giftes im Haushalt der Familie gelang dem Team der entscheidende Durchbruch. Das Aftershave-Fläschchen des Alten enthielt kein Duftmittel, sondern einen Bodensatz an Blausäure. Und auf der Flasche befanden sich ausschließlich seine Fingerabdrücke.

Natürlich spuckte er Gift und Galle. Und wie erwartet mit den üblichen Vorhaltungen, die Polizei hätte ihn ausgetrickst, er wüsste nichts von dem Inhalt, musste jemand anders eingefüllt haben und so weiter. Ihm wurde ein Pflichtanwalt zur Seite gestellt. Hans Eisele. Jung, aber engagiert. Seine mangelnde Erfahrung ließ ihm aber keine Chance gegen den Staatsanwalt Hellwig. Ein erfahrener, leicht zynischer

Vertreter seines Berufsstands. Die Faktelage wusste er geschickt auszunutzen und schaffte es, den Angeklagten in Widersprüche zu verstricken. Das Plädoyer des Verteidigers war leidenschaftlich, doch eher von dünner Überzeugungskraft. Und die jähzornigen Ausbrüche, bei denen der Angeklagte Frau und Kinder verfluchte, verbesserte seine Lage nicht. Für die Geschworenen war der Fall schnell klar.

Am Ende sah es das Gericht als erwiesen an, dass es sich um einen Fall von heimtückischem Mord des Ehemanns an seiner Frau handelte. Er wurde zu zwanzig Jahren Haft verurteilt. Während der Alte bei Urteilsverkündung wutentbrannt den Richter, die Geschworenen und ermittelnden Polizeibeamten beschimpfte, nahm seine Tochter Maria das Urteil seltsam unbeteiligt auf.

„...Wenn Du diesen Brief liest, weißt Du schon, was geschehen ist. Du wirst mich dafür verachten, ja – vielleicht sogar hassen. Aber bitte versteh meine Beweggründe. Ich habe die täglichen Gewaltexzesse einfach nicht mehr ertragen. Wenn der Alte

nur mich verprügelt hätte... Aber daß er Mutter genauso wenig verschonte. Sie hat sich ja gar nicht mehr aus dem Haus getraut. Und was er Dir angetan hat... Ja, ich weiß es. Wußte es die ganze Zeit.“

Maria ließ den Brief sinken. Sie roch wieder den alkohol- und nikotingeschwängerten Atem, der ihr Gesicht streifte, wenn er sich abends ächzend zu ihr legte.

„Ich werde ein neues Leben beginnen. Unter einem anderen Namen und in einem weit entfernten Teil der Welt. Bitte sieh davon ab, nach mir zu suchen, es wäre zum Scheitern verurteilt. Grüß Mutter bitte lieb von mir, und behaltet mich nicht zu schlecht in Erinnerung – ich habe es auch und vielleicht sogar in erster Linie für Euch getan.

Dein Dich liebender Bruder
Jakob“

Er hatte es nicht gewusst. Die Betäubungen, die sich die Mutter gönnte, wenn der Alte mal wieder unterwegs war. Um den Schmerz zu vergessen, den physischen nach den immer häufigeren Ausrastern des Vaters und vielmehr den seelischen, um der hoffnungslosen Lage zumindest für ein

paar Stunden zu entkommen. Von ihrem Mann unbemerkt bediente sie sich häufiger seines Schnapsvorrates. Wie auch diesmal. Jakob hatte von alledem nie etwas mitbekommen.

Maria hatte den Brief noch am selben Abend bemerkt, als sie kurz vor Mitternacht die Kleidung für den nächsten Tag rauslegen wollte. Ganz zuunterst in ihrer Wäscheschublade – sorgfältig unter den Unterhosen verborgen. Den sollte sie vermutlich erst Tage später finden. Sie stahl sich sofort in Jakobs Zimmer – aber das war dunkel und leer. Das Bett unbenutzt. Ihr Bruder war wie erwartet schon aufgebrochen. Behutsam war sie ins elterliche Schlafzimmer eingetreten. Sie hatte schnell bemerkt, was geschehen war, aber für die Mutter kam jede Hilfe zu spät. Wie in Trance hatte sie einen Entschluss gefasst.

Keine Spuren des verwendeten Giftes brachte das akribische Durchsuchen von Jakobs Zimmer. Auch im elterlichen Schlafzimmer wurde sie nicht fündig. Erst als sie den Kehricht-Eimer in der Küche inspizierte – wo sie sich durch die Kartoffelschalen und Reste des abendlichen Mahls kämpfte –

entdeckte sie eine kleine Phiole noch zu einem Viertel gefüllt mit einer klaren Flüssigkeit. Bittermandelgeruch.

Im Badezimmer entschied sie sich für das Aftershave-Fläschchen. Pitralon. Das stand schon Jahre im Schränkchen. Der Vater nutzte das billige Parfum höchstens bei Familienfesten. Maria achtete sorgfältig darauf, nur den Flaschenhals zu berühren. Wobei sie einen Fetzen Toilettenpapier nutzte, um nicht direkt in Kontakt mit der Flasche zu kommen. Und beim Ausspülen kein Wasser über das Glas laufen zu lassen. Der Inhalt der Phiole füllte gerade mal den Bodensatz der Duftflasche, aber das sollte reichen. Gegen Zwei hatte sie die Polizei gerufen. Vor deren Eintreffen ruhte das Gläschen bereits auf dem Grund des Schluchsees.

Ein letztes Mal huschte ihr Blick über die Nachricht ihres Bruders. Dann entnahm sie der mitgebrachten Streichholzschachtel ein Stäbchen. Es erlosch nach dem ersten Versuch. Mit dem zweiten hatte sie mehr Erfolg.

Langsam fraß sich die Flamme von der Ecke des Briefes durch das Papier.



EINSSEIN MIT DEM ALLEINEN Erzählung

Michael Wiedorn

Alles wuchert ins Riesige. Bäume, klatschnaß und leuchtend grün vor Lebensfeuchtigkeit treiben weit, weit in die Höhen hinauf. Legt man einen Gegenstand auf das verfallende Laub oder ins Moos kann man zusehen, wie auf der Stelle Ranken, Zweige, Wurzeln heraneilen und die Blechdose oder das Auto geil einweben und verschlingen. Man kann dieses Ding nie wieder aus diesem Geschlinge herausreißen und lösen. Moos und Flechten überziehen jeden Stein und jedes Metall, die wie von einer Krebs-

geschwulst zerfressen werden. In der drückenden Luft kann niemand atmen. Durchschwirrt von Bakterien, Viren, Pollen. Alles lebt und wuchert. Die Erde ist nie hart, staubig, krümelnd. Sie ist schleimig und zähflüssig. Schlamm und Schleim. Luft und Erde wimmeln von kriechenden Würmern und Insekten. Der Boden ist von Pilzen zersetzt. Die Haut von Menschenähnlichen würde von einem nassen Pelzbelag überwuchert werden, der mit der Haut verwächst. Würde die Hand versuchen das kranke Grün von der Haut zu reißen, läge das bloße Fleisch offen. Menschen werden hier von der Natur entmenschlicht. Tumore verwandeln Herz und Gedärme.

Tief unter den weit in den Himmel ragenden Bäumen sind ehemalige Menschen dazu verurteilt ihr Leben zuzubringen. Sie tauchen und schwimmen im schwarzen Wasser. Immer wieder und wieder. Es gibt nichts anderes zu tun. Ihre Körper bleiben für immer im Dunkel verwahrt. Viele krümmen sich vor Schmerzen, die ihnen, die in ihren zerfließenden Organen und Kreisläufen nistenden Geschwüre zufügen.

Die Menschenüberreste hier sind stumpfsinnig wie träge Tiere.

Manchmal blitzen ihnen in ihren Träumen kurze Erinnerungsbilder an ihre wohlgeformten, kräftigen Leiber von früher auf. Muskeln und vor Lust leuchtende Augen. Dann überfällt sie eine unerträgliche Trauer. Sie waren vor ihrer Ankunft unternehmungslustige Entdeckungsreisende und Seefahrer aus blühenden Ländern und lärmenden Städten. Die Krone der männlichen Jugend ihres Landes. Die ehemaligen, klein geschrumpften Männer sind heute tief unten in die Sümpfe gesperrt und sind nur mehr stinkende Ungeheuer. Die Verwandten erinnern sich heute noch gelegentlich an sonnenbeschienene, weite Felder. Die verlorene Freiheit! Die vermeintlichen Eroberer überwandten früher weite Entfernungen. Über weite Meere – frei und azurblau bis zum Horizont. Die Hoffnungsvollen überquerten Tausende Kilometer in ihren Flugzeugen. Die stolze Hand am Knüppel. Die Erde lag tief unter ihnen. Weite Räume, unendlich weit erwarteten sie.

Heute können sie noch wenige unbeholfene Schwimmbewegungen im brackigen

Wasser vollführen. Danach können sie nur noch erschöpft und nahezu ohnmächtig auf dem schwammigen Boden vor sich hindösen. Ihre Knochen lösen sich auf. Säugetiere haben Knochen. Bei denen, die noch Augen haben, brennt der Augapfel und das Weiß ist blutrot. Gefräßig Fremdes nistet sich in der Höhle ein. Die Glieder haben sich mit der Feuchtigkeit des Bodens vermischt und es gibt sie nicht mehr. Der leicht geöfnete Mund eines einzelnen, übrig gebliebenen Kopfes mit erschreckt aufgerissenen Augenhöhlen ist giftgrün zugewachsen. Der zugehörige Körper ist nur mehr ein Fettfleck. Wasser, Erde, Würmer, die silbern blinkenden Flügel von Fliegen. Die Luft ist so schwül und zentnerschwer, als würde sie sich gleich verdicken. Eine leuchtend grüne Schmiere. Ich versuche hier meinen Fuß aufzusetzen, verliere jeden Halt und tauche in die vergiftete Unendlichkeit.



Theodore „Eibon“ Donald Klein (*1947)

T.E.D. KLEIN
Der Mann in Lovecrafts
Schatten
Artikel

Thomas Harbach

In den achtziger Jahren publizierte der Goldmann Verlag mit „MorgenGrauen“ und der Novellensammlung „Verschwörung der Götter“ das Hauptwerk des Amerikaners T.E.D. Klein. Danach war lange Zeit Schweigen abgesagt, bevor der Piper Verlag 2022 immer noch leider gekürzt „MorgenGrauen“ als „Ceremonies“ neu publizierte. Der kleine ambitionierte Wandler-Verlag präsentierte fast zeitgleich T.E.D. Kleines erste

Novelle „Die Ereignisse auf der Poroth Farm“ und als deutsche Erstveröffentlichung im Wendecoverformat die Kurzgeschichte „Wortkette“. Von einer Wiederentdeckung dieses angesichts der Schmalheit seines bisherigen Werkes fast legendären Autoren zu sprechen, erscheint vermessen, aber sein einziger Roman und seine zwei Handvoll Novellen und Kurzgeschichten sind eine neue Betrachtung mehr als Wert.

Am 15.07.1947 ist Theodore Donald Klein in New York City geboren worden. Er lebt auch heute noch in der Stadt. Sein Studium an der Brown Universität schloß Klein mit einer Arbeit über H. P. Lovecraft ab. Eine Faszination, die er sein Leben lang nicht verlieren sollte. Kurze Zeit später gab er die „The Brown Daily Herald“ Zeitung heraus, bevor er 1970 Filmgeschichte an der Columbia University studierte. Er arbeitete als Testleser für Drehbücher.

Im Dezember 1972 erschien im Lovecraft Fanzine „Beyond the Dark Gateway“ seine Novelle „The Events at Poroth Farm“. Seinen beiden Vornamen fügt Klein als Hommage an Clark Ashton Smiths Zauberer den

Namen „Eibon“ – manchmal auch Eibone geschrieben – hinzu. T.E.D. Klein betrat die Bühne. Die Geschichte wurde kurze Zeit später professionell verlegt, so dass sie auf der ersten World Fantasy Convention – Klein organisierte sie mit einigen Bekannten natürlich in Lovecraft Country (Providence, Rhode Island) – in der Kategorie Best Short Fiction nominiert worden ist. Die Geschichte ist seitdem mehrfach nachgedruckt worden. 2012 überarbeitete sie Klein für eine weitere Veröffentlichung leicht. Seitdem 2012er Abdruck in „The Cthulhu Mythos Megapack“ ist es die allgemein gängige Fassung.

Unabhängig von seinem schmalen literarischen Werk gab T.E.D. Klein von 1981 bis 1985 das „Twilight Zone“ Magazin heraus. In diese Zeit fallen neben einer Anzahl von Rezensionen auch zwei Essays über Weird Fiction: 1981 „Dr. van Helsing’s Handy Guide to Ghost Stories“, bestehend aus einzelnen, im „Twilight Zone“ publizierten Artikeln und „Raising Goosebumps for Fun and Profit“, 1988 in „Writer’s Digest“ publiziert. Zusätzlich hat Klein mit einer Reihe von ausführlichen Rezensionen

vor allem Ramsey Campbells Karriere vorangetrieben, in dem der Amerikaner einen würdigen Epigonen Lovecrafts gesehen hat.

Von 1991 bis 1993 war er Lektor des True Crime Magazines „CrimeBeat“. 1993 arbeitete T.E.D. Klein mit dem italienischen Horrorregisseur Dario Argento an dessen „Trauma“. Es ist der einzige Filmcredit in Kleins Karriere. 2012 wurde Klein auf der World Horror Convention mit dem Grand Master Award ausgezeichnet.

Die letzten Jahre hat er für das „CQ“ Magazin gearbeitet, während er als Autor nur mit einer Handvoll Kurzgeschichten und einigen sekundärliterarischen Artikeln in Erscheinung getreten ist.

2019 veröffentlichte die Hippocampus Press eine Sammlung von Kleins verschiedenen Essays, Artikeln und Kooperation unter dem Titel *Providence After Dark and Other Writings*. Der Lovecraft Kenner S. T. Joshi ist für die Zusammenstellung verantwortlich gewesen. S. T. Joshi hat T.E.D. Kleins immer wieder propagiert und in seinen Schriften über Stephen King gestellt, was viele Kritiker als anmaßend empfunden haben.

T.E.D. Klein

Die Ereignisse auf der Poroth - Farm



Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen
von Michael Siefener

Mit einem Essay von S.T. Joshi



Die Ereignisse auf der Poroth Farm

Der Wandler Verlag legt mit „Die Ereignisse auf der Poroth Farm in der Übersetzung von Michael Siefener T.E.D. Kleins Debüt Geschichte in einem schönen handlichen Hardcover vor. Die Geschichte erschien 1975 gekürzt und von Thomas Schluck übersetzt im Vampir Taschenbuch 24, der „Year’s Best Horror Stories“ Anthologie 3 entnommen.

T.E.D. Klein hat aus der in den frühen siebziger Jahren veröffentlichten Novelle die Kernidee eines Fremden im amerikanischen Hinterland und eine Reihe von übernatürlichen Ereignissen für seinen einzigen publizierten Roman „The Ceremonies“ übernommen. Auch wenn das Korsett – der Ausdruck Grundgerüst wäre zu stark – gleich ist, unterscheiden sich die Novelle und der über einen Zeitraum von mehr als fünf Jahren mit Schreibblockade entstandene Roman in vielen Details. S.T. Joshi weist in seinen in der Wandler Ausgabe nachgedruckten Anmerkungen darauf hin, dass mit Jeremy ein Gelehrter in Sachen okkulten

Literatur in die Ereignisse verstrickt ist. Seine persönliche Bibel, seine literarischen Leitfäden hat er wegen seiner Vorbereitung auf den Unterricht und nicht wie im Roman der Arbeit an seiner Immatrikulation bei dem Studienurlaub auf dem Land bei sich. Und trotzdem kann er weder in „Die Ereignisse auf der Poroth-Farm“ sowie in „The Ceremonies“ sein angelesenes Wissen rechtzeitig auf die seltsamen Ereignisse übertragen.

Diese geistige Blockade, vielleicht auch Ignoranz gegenüber der eigenen favorisierten Literatur, arbeitet T.E.D. Klein im Roman besser heraus als in der Novelle. In der Novelle findet Jeremy die Anzeige in der örtlichen Zeitung, weil er kurze Zeit vorher durch diese Gegend gefahren ist. In „The Ceremonies“ wird die Anzeige „umgepflanzt“ aus einem örtlichen Aushang in eine Zeitung, die sein Protagonist liest und gehört als wichtiger Baustein zu einem perfiden Plan. In „Die Ereignisse auf der Poroth-Farm“ schreibt Jeremy der kleinen Gemeinde Gilead entkommen und zwanzig Kilometer weiter in einem Hotel übernachtend in Tagebuchform die Geschehnisse

nieder. Das Tagebuch spielt wie die Briefe an Carol auch in „The Ceremonies“ eine wichtige Rolle, aber der Roman entwickelt sich zusätzlich über mehrere Ebenen auf Augenhöhe der Charaktere und damit auch der Leser. In der Novelle greift T.E.D. Klein auf Autoren wie Lovecraft, Machen, aber auch Poe zurück, die absichtlich in Form eines geschriebenen Berichts eine Distanz zwischen dem Protagonisten und dem Leser, aber auch der abgeschlossenen Handlung – nicht selten offenbart der Epilog noch einen zynischen Nachschlag – und der Erzählung aufbauen.

In der Novelle leben Deborah und Sarr ebenfalls erst kurze Zeit auf ihrer Farm. Aber T.E.D. Klein zeigt auf, dass Gilead sich nicht komplett von der Außenwelt isoliert hat. Die Beiden gehören zu den Mennoniten, welche in Gilead einen gewichtigen, aber nicht ausschließlichen Teil der Bevölkerung stellen. Vor allem haben Deborah und Sarr einen Fernseher, aber wegen der Kosten kein Telefon. Sie stehen auf einer anderen Ebene mit ihrer Außenwelt (noch) in Verbindung. In einer weiteren Passage beschreibt T.E.D. Klein in der Novelle, dass

sie alle drei abends Poker spielen. Der Einsatz sind Streichhölzer. In „The Ceremonies“ ist es vor allem Deborah, die sich nach menschlicher und teilweise auch männlicher Gesellschaft sehnt, während Sarr immer mehr den Dogmen seiner christlichen Gemeinschaft verfällt. Hinzu kommt, dass seine Mutter als eine Art weiße Hexe in dieser Gegend lebt.

Auch wenn T.E.D. Klein im Roman „The Ceremonies“ mehr Raum für die Gestaltung seiner Figuren zur Verfügung hat, zeichnet er vor allem die beiden Sarrs von Beginn an in der Novelle deutlich zugänglicher und menschlicher als es im Roman über weite Strecken der Fall ist.

Für den Roman hat T.E.D. Klein die Idee übernommen, dass sich Jeremy der Geschichte des Schauerromans in der chronologischen Reihenfolge ihrer jeweiligen Veröffentlichungen nähert. Sein Protagonist arbeitet in der Novelle wie im Roman deckungsgleich die Autoren und ihre Werke durch. Einmal als Vorbereitung für den Unterricht, einmal für die Immatrikulation.

In „The Ceremonies“ ist aber alles Teil eines großen Plans, dessen grundlegende

Absicht der Leser dank dem übergeordneten Erzähler Rosie kennt. Alle wichtigen Protagonisten neben Rosie sind Marionetten. In „Die Ereignisse auf der Poroth Farm“ könnte ein Zufall der Auslöser der übernatürlichen und auch katastrophalen Ereignisse sein. Der in dieser Hinsicht literarisch geschulte Jeremy versucht in seinem Hotelzimmer basierend auf den ihm vertrauten Schauerroman Klassikern die Ereignisse vor seinem geistigen Auge immer nur rückblickend und die eigene „Schuld“ naiv einsetzend zusammensetzen und so den Verstand zu behalten. Sein Umfeld in Form der Polizei, der Justizbehörden und einigen ungläubigen Bewohnern Gileads betrachtet die Ereignisse deutlich profaner und greift auf nicht stimmige, aber vom menschlichen Verstand nachvollziehbare Erklärungen auf Basis zwischenmenschlicher Emotionen bei der Suche nach einer Erklärung zurück.

„Die Ereignisse auf der Poroth Farm“ ist ein Drei-Personen-Stück. Deborah und Sarr auf der einen Seite, der Städter Jeremy auf der anderen Seite. Jeremy könnte die katastrophalen Ereignisse unabsichtlich durch einen Spaziergang in der Natur ausgelöst

haben. Damit wäre er nur noch ein Katalysator und nicht wie in „The Ceremonies“ Jahre später ein wichtiger Bestandteil der Ereignisse.

In beiden Geschichten ist sich Jeremy klar darüber, dass etwas Unerklärliches passiert. Er findet den an einer Wunde, die von innen nach außen geschlagen worden ist, verstorbenen Kater Brawda, welchen Sarr mit in die Ehe gebracht hat. Er verschweigt seinen Fund.

Am Abend kommt Brawda schwer angeschlagen, aber lebendig zurück ins Haus. Stephen King wird dieses unheimliche Gefühl in seinen späteren Romanen immer wieder beschwören. Aus heutiger Sicht fällt dem Leser zuerst „Pet Sematary“ ein. T.E.D. Klein war aber mit dieser 1972 veröffentlichten Novelle Erster. Der Text kann Stephen King inspiriert haben. Vergleichbare Passagen finden sich auch nicht in den von Jeremy von T.E.D. Klein zitierten Klassikern der Gruselliteratur, aber interessanterweise bei H. P. Lovecraft, der ja gerne auf ein Grauen von außerhalb der Erde zurückgegriffen hat. Die Idee extrapoliert T.E.D. Klein impliziert in „The Ceremonies“. Bei

der ursprünglichen Novelle bleibt er absichtlich erstaunlich vage.

In „The Ceremonies“ ist Brawdass Schicksal ein weiteres unheilvolles Zeichen. In der vorliegenden Novelle ist es schließlich der Katalysator der anschließend viel zu schnell in die Katastrophe steuernden Ereignisse. Die Veränderungen Deborahs nach einer Attacke Brawdass werden nicht weiter erläutert. Im Roman greift T.E.D. Klein auf eine vor allem in den achtziger Jahren bereits antiquierte Erklärung zurück. Das Finale mit dem Schritt über den Abgrund in den Bereich des Wahnsinns wirkt vor allem aus einer Distanz von mehr als fünfzig Jahren seit der Erstveröffentlichung der Novelle klischeehaft und hektisch. Aber T.E.D. Klein wollte seine Hommage an das Grauen von Jenseits der Dimensionen nicht auf eine gekünstelte Spitze treiben, sondern den Lesern der siebziger Jahren zumindest ein wenig Fleisch anbieten und die Erwartungen von reinen Horrorliteratur-Lesern befriedigen.. Auch „The Ceremonies“ wirkt trotz eines Umfangs von mehr als siebenhundert Seiten in der ungekürzten engli-

schen Originalfassung plötzlich ein wenig hektisch abgeschlossen.

Viele Charakterzüge der drei in beiden Werken auftretenden Personen sind schon in der Novelle angelegt. Jeremy ist ein Bücherwurm, der in diesem Sommer auf der Farm dreißig Jahre alt wird. Auch wenn er seine Klassiker liebt, steht er ihnen teilweise auch kritisch gegenüber. Sie sind zugleich Vergnügen und Arbeit. In der Novelle fehlt das platonische Begehren Deborah gegenüber. Es ist eher so, als wenn die abendlichen Stunden vor dem antiquierten Fernseher die beiden Welten – Land und Stadt – im Äther wieder ein wenig zusammenbringen.

Deborahs Ehemann Sarr ist strenger Christ, gefangen in den Dogmen seines Glaubens, ist schon komplett in der Novelle angelegt. Im Roman kommt hinzu, dass Jeremy anscheinend unter seinen Studentinnen, aber auch dank der Zufallsbegegnung mit Carol dem weiblichen Geschlecht nicht abgeneigt ist und aktiv das zumindest kurzweilige Vergnügen sucht. Die zugeknöpfte, aber sehr attraktive Deborah passt zwar in sein Beuteschema, ist aber in der

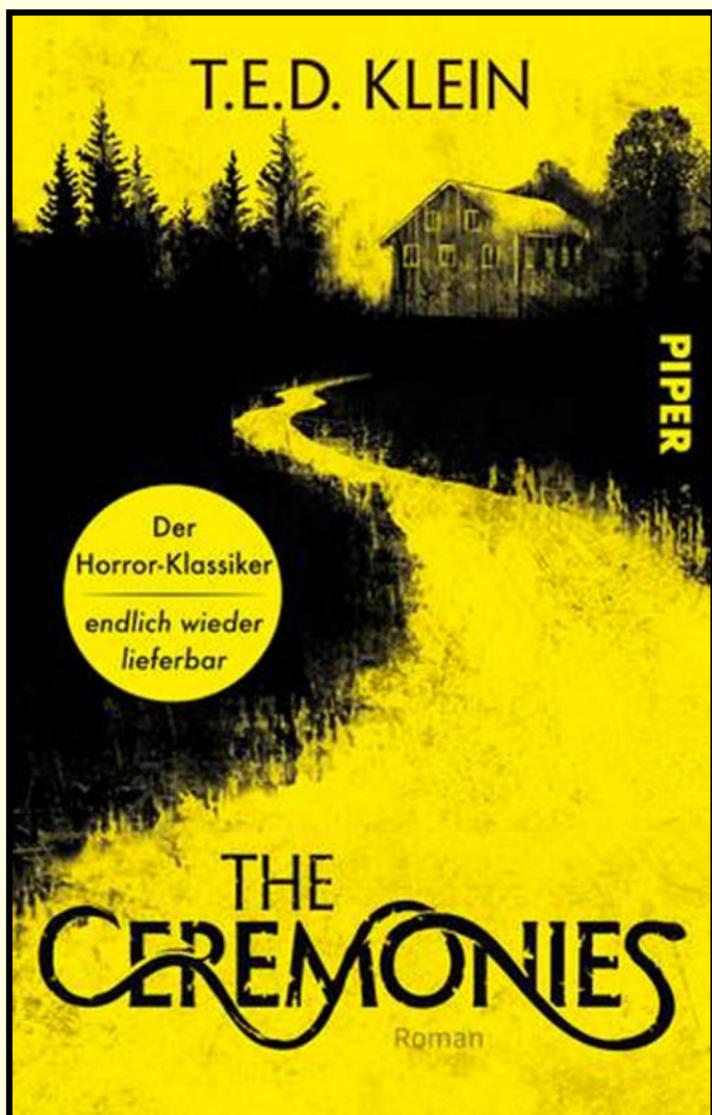
Novelle noch eine Kragenweite zu groß für ihn. Seine Abneigung gegen Insekten bis auf Glühwürmchen wird immer dominanter, ohne dass in psychologischer Hinsicht der Autor etwas aus diesem Punkt macht. Alleine die Erklärung, dass das Insektenspray nur draußen eingesetzt werden soll, ist unzureichend. Im Roman steht die Durchsuchung seiner kleinen Hütte – Saki hilft ihm in beiden Geschichten auf die Spur – in einem direkten Zusammenhang mit den folgenden Ereignissen. Er hat das Gefühl, als wenn jemand seine Sachen durchsucht. In der Novelle kommen nur Sarr und Deborah als neugierige Besucher in Frage. Dieser Handlungsbogen verläuft allerdings in beiden Versionen ins ungeklärte Nichts.

Die Tagebuchform der Novelle – konsequent bis zum Finale durchgehalten – distanziert auf der einen Seite den Leser von den Ereignissen. T.E.D. Klein kontrolliert in dieser Hinsicht deutlich mehr das Tempo. Das Finale wird zwar auch durch Jeremy niedergeschrieben, aber der Fokus hat sich verändert. Diese Niederschrift erfolgt im Rahmen einer eidesstattlichen Versicherung, auch wenn es von der Polizei keine

konkreten Anklagepunkte gibt. Der Leser hat eher das Gefühl, als wenn sich Jeremy wie Lovecrafts Protagonisten das erlebte Grauen abschließend von der Seele schreiben muss, bevor er in eine für immer veränderte Realität zurückkehren kann. Diese erzähltechnische Distanz ist eine Hommage an die Autoren, durch die Jeremy in der Einsamkeit des Gästehauses auf der Poroth-Farm Hauses gelebt hat.

„Die Ereignisse auf der Poroth-Farm“ ist eine auch heute noch lesenswerte Novelle eines Autoren, dessen literarisches Werk viel zu klein ist. In anderen als der Wandlerausgabe beigefügten Essays hat S.T. Joshi T.E.D. Klein sogar über Stephen King gestellt, was teilweise aufgesetzt und argumentativ eher konstruiert erscheint. In dem dieser Buchveröffentlichung beigefügten Nachwort konzentriert sich Joshi auf Kleins Inspirationen und rückt die Bedeutung in Kleins Werk an die richtige Stelle. Der Übersetzer Michael Siefener hat den Text mit fast einhundert Anmerkungen versehen, in denen er voll auf die einzelnen Autoren eingeht, welche Jeremy so eifrig liest. Michael Siefeners Übersetzung ist überzeu-

gend, stimmungsvoll und stilistisch sehr ansprechend. Der handliche Hardcover aus dem Wandler Verlag ist die Anschaffung wert. Alleine, um die Vorlage mit dem lesenswerten, im Pieper Verlag neu wie gekürzt veröffentlichten „The Ceremonies“ zu vergleichen.



The Ceremonies

Der Piper Verlag legt als Hardcover mit T.E.D. Kleins „The Ceremonies“ einen der Klassiker des ländlichen archaischen Horrors in der Tradition H. P. Lovecrafts wieder auf. In Großbritannien ist das Buch ebenfalls neu erschienen, allerdings ungekürzt.

Zwar wurde im direkten Vergleich zur Erstauflage unter dem Titel „MorgenGrauen“ (1988) im Goldmann Verlag das Buch um etwa 30 Seiten erweitert, aber die fehlenden Passagen aus der Originalvorlage und nicht dem ersten Übersetzung Manuskript wurden nicht zusätzlich ergänzt. Der Piper Verlag hat das Buch als Hardcover neu aufgelegt, so dass sich die Frage stellt, ob es nicht sinnvoll gewesen wäre, für den Sammlermarkt eine vollständige Übersetzung im anspruchsvollen Format vorzulegen. Im Vergleich zur ebenfalls überarbeiteten Neuausgabe fehlen laut Frank Duwalds Schätzung in den die Veröffentlichung der Kurzgeschichte „Wortkette“ begleitenden Essays ungefähr 800.000 Worte. Der Roman erschien ursprünglich 1984 . Ein Jahr später

wurde T.E.D. Klein mit dem British Fantasy Society Award für „The Ceremonies“ ausgezeichnet.

Der zugrundeliegende Plot basiert wie eingangs erwähnt auf der schon 1972 geschriebenen und publizierten Novelle: „The Events at Poroth-Farm“. Während sich Klein in der Novelle auf die unmittelbare Umgebung der Poroth Farm, sie nur drei handelnde Personen und New York als Vergleich bzw. Ausgangspunkt des Sommerurlaubs konzentrierte, könnten die Auswirkungen der übernatürlichen Phänomene am Ende von „The Ceremonies“ deutlich globaler sein.

„The Ceremonies“ ist nicht nur der Tradition des klassischen literarischen Horrors verbunden. Die zugrundeliegende Novelle folgt der konzeptionellen Tradition des Films „The Wicker Man“ mit Christopher Lee in der Rolle des charismatischen Sektenführers. Eine solche Bezugsperson gibt es auch in „The Ceremonies“, aber es ist eher ein Manipulator im Hintergrund, dessen Vergangenheit eng mit einer Tragödie in der kleinen Gemeinde Gilead verbunden ist, die keine 50 Meilen von Manhattan ent-

fernt in den Wäldern New Jerseys liegt. Der Prolog etabliert dieses Szenario, ohne dass der Leser die einzelnen Komponenten schon zuordnen kann.

Es folgt der obligatorische Sprung in die Gegenwart. Vor allem die Szenen in New York mit der hohen Kriminalität, dem Unwohlsein der eingefleischten New Yorker, die Wohnungsnot und des unverkennbaren Stolzes, an einem ganz besonderen Ort auf diesem Planeten zu leben, spiegeln sich in den in der Großstadt spielenden Sequenzen wider. Gilead ist das genaue Gegenteil. Eine christlich konservative Gemeinde, die in der Tradition der Mormonensiedlungen aufgebaut ist; die sich selbst versorgt und am Liebsten keine Fremden in ihren Reihen hat. Die Frauen tragen die Haare hochgesteckt und verstecken ihre Körper unter langen, schwarzen Kleidern. Es wird bei jeder Gelegenheit gebetet und Technik findet nur ausgesprochen rudimentär Einzug. Fernsehen gibt es nicht, allerdings scheint Radio zugelassen zu sein. Ein Ort, der aus der Zeit gefallen ist und absichtlich keinen größeren Kontrast zu New York bilden könnte.

Durch einen Zufall findet der Jungakademiker Jeremy Freirs einen Zettel an einem Mitteilungsbrett in seiner Universität. Ein kleines Häuschen ist für den Sommer zu vermieten. Und Freirs muss seine Dissertation über bestimmte Elemente im klassischen Horror Roman ablegen. Er braucht Ruhe und Abgeschiedenheit. Er besucht das junge Ehepaar Sarr und Deborah Soroth auf ihrer Farm und mietet kurzentschlossen die kleine Hütte.

T.E.D. Klein etabliert zu Beginn seiner Geschichte eine Reihe von Beziehungen unter seiner überschaubaren Anzahl von Protagonisten. Der verschlossene Sarr und die deutlich lebensfreudige Deborah Soroth haben ihre Farm auch erst ein Jahr vorher gekauft. Sarr ist in seine Heimat zurückgekommen. Die Farm war verlassen und heruntergekommen. Sie sind hoch verschuldet. Erst im Laufe des Buches schält sich heraus, dass Sarrs Familie mit einzelnen tragischen Ereignissen in der Vergangenheit der verschlafenen Gemeinde in einem engeren Zusammenhang steht. Auch wenn sich Sarr und Deborah bemühen, sich auch mit Hilfe von Sarrs noch in Gilead lebender

Mutter in die Gemeinde anzupassen, hat der Leser das unbestimmte Gefühl, als wenn die beiden jungen, hart arbeitenden Menschen noch nicht die hohen Hürden der Gemeinde überstiegen haben. Sie sind nicht so fremd wie Jeremy, aber sie bleiben trotzdem Außenseiter.

Jeremy Freiers lernt wenige Tage vor seiner Abreise nach Gilead die jüngere, schüchterne jungfräuliche Carol kennen. Sie war früher Novizin, tanzt in ihrer Freizeit und arbeitet intellektuell unterfordert als Hilfskraft in einer Bibliothek. Ihr fällt Freiers in der Bibliothek auf. Seine Einladung, an einem Filmabend mit seinen Studenten teilzunehmen, nimmt sie zwar an, kommt aber zu spät und sieht, wie sich anscheinend eine andere Studentin an Freiers heranmacht.

Die Beziehung zwischen Freiers und Carol ist ein interessanter Aspekt des Buches, der sich in der Novelle nicht wiederfindet. T.E.D. Klein macht aus dem auf der Poroth Farm lebenden Trio ein Quartett. Die Beziehung zwischen Jeremy und Carol ist nur bedingt „natürlich“ entstanden.

Aloysius „Rosie“ Rosebottom hat nicht zuletzt wegen Freiers Aufenthalt in Gilead

nach einer passenden „Begleitung“ am richtigen Ort und vor allem zur richtigen Zeit Ausschau gehalten. Rosies interne Bedingungen sind erstaunlich eng gefasst. Daher ist es Rosie wichtig, das sich erstens die beiden Menschen näher kommen und zweitens dank seiner manipulativen Art Carol auf den richtigen Moment vorbereitet ist. Während Freiers in Gilead nicht nur mehr und mehr unter der Einsamkeit leidet, sondern immer seltsamere Ereignisse auftreten, beginnt Rosie Carol heimlich anzulernen und alle störenden Elemente zu beseitigen.

Nicht nur im Klappentext, sondern vor allem in zahlreichen Rezensionen wird T.E.D. Klein mit Stephen King verglichen. Dieser Vergleich ist nur bedingt richtig. Stephen King und T.E.D. Klein siedeln ihre unaussprechlichen Schrecken in ländlichen Umgebungen an. Bei King ist es überwiegend Maine, das aber technisch dem Stand der Gegenwart entspricht. Kleins Gemeinde Gilead könnte sowohl im 18. Jahrhundert wie dem 20. Jahrhundert existieren. Der Leser muss nur gedanklich die Waren im einzigen Supermarkt austauschen. Außerdem

wären noch Pferde und Kutschen von Nöten, nicht die klapprigen aus der Zeit gefallenen Autos, um die Illusion eines Ortes aus der tiefsten Vergangenheit perfekt zu machen. Die Felder werden nach klassischen Methoden per Hand bearbeitet und der Autor impliziert, nach bestimmten Fruchtbarkeitsriten auf die Blütezeit vorbereitet. Gileads Bewohner sind nicht keusch. Sex spielt eine wichtige Rolle. Aber nur in der Ehe und notfalls zu bestimmten Zeiten. Stephen King hat es sich hinsichtlich der Glaubwürdigkeit seiner Umgebung viel einfacher gemacht als T.E.D. Klein. T.E.D. Kleins Ort muss nahe an New York sein, aber auch isoliert. Carol zeigt bei dem ersten ihrer beiden Besuche, wie leicht man sich in der Gleichförmigkeit der Landschaft verfahren kann. So wird aus einer Fahrzeit von vielleicht eineinhalb Stunden eine halbe Tagestour. Der Leser muss auch akzeptieren, das die Bewohner nur so leben wollen und darin ihre persönliche Erfüllung finden. Das funktioniert vor allem auch durch einen fast an eine Sekte erinnernden christlichen Glauben mit vielen Regeln und

Gebeten, sowie einer konsequenten Ignoranz und Ausgrenzung aller Fremden.

Daher ist T.E.D. Kleins Werk eher dem klassischen Horror verbunden, den Autoren wie Stephen King, Peter Straub und vielleicht mit Einschränkungen der frühe Dean R. Koontz als Sprungbrett für moderne Geschichten genommen haben. Der Autor macht mit den Hinweisen insbesondere auch an Arthur Machen – teilweise von Rosie inspiriert – deutlich, dass er eine Geschichte über die unbeschreiblichen bösen Kräfte aus dem Inneren der Erde schreibt und keinen modernen Horror Thriller. Alleine die Idee, dass vor unendlich vielen Jahren dieses „Böse“ von den Sternen gekommen sein kann, wird auf den ersten Blick befremdlich. Diese Idee ist weniger Arthur Machen als H. P. Lovecraft.

Im Laufe des Romans finden sich alle klassischen und damit teilweise auch klischeehaften Elemente dieses heute fast in Vergessenheit geratenen Horrors wieder: Glauben und damit eng verbunden auch Aberglauben. Das ultimative Böse, das eng mit der Natur verbunden ist. Um seine Kraft zu erhalten und/ oder aus dem ewi-

gen Gefängnis auszubrechen, muss es töten. Im Gegensatz zu vielen Splatterromanen ist das Töten von jungen Frauen keine Affekthandlung, welche die niederen Instinkte befriedigen sollen. Es ist ein langer Prozess, welcher Vorbereitung bedarf. Die Opfer dürfen nichts von ihrem Schicksal wissen und müssen sich freiwillig an die entsprechenden Orte begeben. Falsche Fährten, gebrochene Versprechungen oder Lockungen sind erlaubt, aber Gewalt darf in dieser ersten Phase nicht angewandt werden. Das macht den Reiz des Romans über die bekannten und notwendigerweise auch vorhersehbaren Elemente hinaus aus.

Der Roman verfügt über drei wichtige Handlungsebenen, die natürlich notwendigerweise am Ende des Buches in Gilead zusammenlaufen müssen. Jeremy Freirs dient als „Bote“. Er führt ein Tagebuch. Er schreibt Carol Briefe und vieles erlebt der Leser aus seiner Perspektive, wobei erstaunlich ist, dass er selbst als ungläubiger Thomas einzelne Elemente nicht in einen wenn auch unwahrscheinlichen Zusammenhang mit den Horrorgeschichten setzt, die er für seine Dissertation mitgenommen

hat. Die junge Carol in ihrer persönlichen Unsicherheit. Ihr Leben in New York und die immer intensiver werdende Treffen mit dem charismatischen Rosie. Dessen Pläne werden dem Leser teilweise in rudimentärer Form direkt präsentiert. T.E.D. Klein hat im Gegensatz zu Autoren wie Arthur Machen, H. P. Lovecraft oder Clark Asthon Smith dem Bösen oder besser dessen verlängertem, manipulierenden Arm eine eigene Handlungsebene eingeräumt. Teilweise sind einzelne Sequenzen mit einem schwarzen Humor durchsetzt. Insbesondere zu Beginn hat Rosie Schwierigkeiten, Freir und Carol auf die auf seiner Sicht einzig richtige, romantische Bahn zu schieben. Schwierigkeiten müssen beseitigt werden, wobei T.E.D Klein dabei auch Anleihen beim Master of Suspense Alfred Hitchcock nimmt und einer Sequenz eine fast rührend tragische Note verleiht.

In einem Interview mit Douglas A. Winter hat T.E.D. Klein von einer Schreibblockade gesprochen, die ihn fast fünf Jahre hinderte, den Roman abzuschließen. Vielleicht wirkt dadurch das Ende hektischer als es notwendig gewesen ist.

Inhaltlich ist der Autor vom „Kalender“ abhängig, von einem Monat mit zwei Monden, der nur alle 45 Jahre auftritt. In dieser Nacht sind schon zweimal in Gilead grausame Morde geschehen. Interessant ist, dass die christliche Gemeinde diese Tatsachen anscheinend komplett verdrängt hat und niemand die dunklen Zeichen mit diesem natürlichen Phänomen und dessen vom Aberglauben getriebenen Folgen in Verbindung bringt. Selbst Freirs sieht die Zusammenhänge viel zu spät. Das wirkt konstruiert. In der ersten Hälfte des Buches nimmt sich T.E.D. Klein sehr viel Zeit, das Szenario und seine Figuren zu entwickeln, am Ende muss er seinen Plot teilweise wie angesprochen hektisch, aber in der Tradition Lovecrafts auch konsequent abschließen. Der Autor fügt seinem Roman aber eine interessante Komponente hinzu. Es sind die Gläubigen, welche bestraft werden und es ist der Atheist, welcher die Welt vor dem zumindest imaginären Untergang mit dem Gang durchs Feuer rettet.

Neben den angesprochenen literarischen Vorlagen greift T.E.D. Klein auch auf den ursprünglichen (Aber-) Glauben zurück. Vie-

le Hintergrundinformationen werden vor allem in Person Freirs, aber auch dem mit dem Leser indirekt kommunizierenden Rosie vermittelt, ohne das die sorgfältig, vielleicht einen Tick zu ruhig aufgebaute Handlung darunter leidet. Hinzu kommen die verschiedenen Anspielungen auf wichtige Arbeiten Lovecrafts, Smiths und vor allem immer wieder Arthur Machens, dem Klein einige der wichtigsten Aspekte der ganzen Geschichte zuordnet. Natürlich bewegt sich der Autor vor allem bei Kennern dieses Subgenres immer wieder bis an den Rande des Vertrauten, vielleicht teilweise sogar Stereotypen heran, um dann doch wieder eine Wendung, eine Verschiebung der Perspektive zu präsentieren, welche die Aufmerksamkeit des Lesers weiter fesselt. Für einen Debütroman ist diese Vorgehensweise inklusive des sprachlich intensiven, aber auch sehr gut übersetzten Stils, unabhängig von den verschiedenen Kürzungen, eine beeindruckende Leistung.

Bei den wichtigen Charakteren weist „The Ceremonies“ Schwächen vor allem auch im Vergleich zur kürzeren Novelle auf. Das kann auf der einen Seite daran liegen,

dass der erfahrene Kurzgeschichtenautor T.E.D. Klein Schwierigkeiten hat, Figuren auf der Langstrecke eines Romans kontinuierlich weiterzuentwickeln. Es besteht aber auch auf der anderen Seite die Möglichkeit, das Klein angesichts des dogmatischen Plots bestimmte Klischees bei seinen Figuren benötigt hat, um den Konflikt zwischen den archaischen Glaubensritualen, den vordergründig wie Sektierer erscheinenden Christen und den in der Großstadt lebenden Freidenkern besser herausarbeiten zu können. Jede Figur hat wenige Stärken, aber viele Schwächen. Freir ist ein übergewichtiger Bücherwurm, der auf Frauen steht und sich durchaus auch mit seinen Studentinnen vergnügen kann, aber keine echte Beziehung geführt hat. Die rothaarige wie unsichere ehemalige Novizin Carol muss Jungfrau sein, damit Rosies Traum von der Wiedergeburt seines Herrn funktionieren kann. Carol steht zwischen zwei Männern. Rosie verführt sie intellektuell, führt unauffällig die verschiedenen Prüfungen an ihr durch und leitet sie quasi an sein persönliches Ziel. Auf der anderen Seite fühlt sie sich in einer Mischung aus sexuel-

ler Anziehung und innerem Widerstand auch in der Gegenwart Freirs wohl, dessen Triebe allerdings von T.E.D. Klein genau wie seine Launen an einigen Stellen überbetont werden.

Deborah und Sarr Soroth verkörpern diesen seltsamen Widerspruch zwischen gottesfürchtigen und damit nicht entscheidungsfreudigen, auf Gottes Rat vertrauenden Christen sowie Fremden in der eigenen Gemeinde. Deborah ist eine attraktive Frau mit eigenen Gelüsten. Sie sehnt sich zumindest für einen Besuch nach der Großstadt, aus der sie gekommen ist. Ihre sieben Katzen sind Ersatz für die Kinder, die wegen des Kaufs der Farm auf Kredit noch auf sich warten lassen. Sie hat die Idee mit der Vermietung des kleinen Hauses auf dem Hof. Sie kann sich mit Freir unterhalten, auch wenn es eher auf eine freundschaftliche Art und Weise ist. Sarr Soroth ist nach Hause zurückgekehrt. Seine Mutter wird in Gilead als Heilerin in Ehren gehalten. Er ist deutlich religiöser und versucht seine eigenen Begierden hinter den Gebeten zu verstecken. Auch wenn er aus Gilead kommt, wird er von den Ureinwohnern schief ange-

sehen. Er hat zu spät die Aussaat aufs Feld gebracht. Er ist zu nett zu seinem Besuch. Es sind die kleinen Vorurteile der Menschen, denen er nacheifert, die ihn zermürben.

Rosie ist in vielen Punkten die interessanteste Figur. Ein alter, gebrechlich wirkender Mann. Ein Manipulator vor dem Herren, der seinen Herren und Meister – einen alten Erdgeist - wiedererwecken will. Er tötet Menschen, wenn sie seinen Plänen im Weg stehen. Aber er ist kein stupider Massenmörder, sondern die Inkarnation des Bösen auf Erden in einer Stellvertreterrolle. Er verfügt über das Wissen von Jahrzehnten , vielleicht auch Jahrhunderten, aber er ist (noch) nicht unsterblich. Und dieser Wunsch treibt ihn an. Im direkten Vergleich wird Roise als Charakter in der Novelle vermisst. Handlungstechnisch ist „Die Ereignisse auf der Portoh- Farm“ dadurch die mehr ambivalente Arbeit, die irgendwo zwischen realen übernatürlichen Ereignissen und dem beginnenden Wahnsinn im Erzähler verankert scheint. Rosies Jahrhundert bzw. Jahrtausendplan duldet keinen Widerspruch. Alles wird minutiös geplant,

auch wenn das Kartenhaus am Ende aufgrund eines Zufalls zusammenbricht. Dadurch ist „The Ceremonies“ deutlich anspruchsvoller, auch wenn diese Art der Vorgehensweise den Autoren zwingt, weniger zu implizieren als das Böse zu extrapolieren.

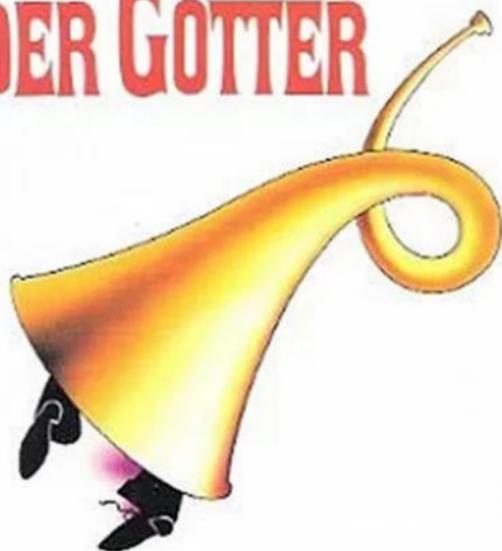
„The Ceremonies“ ist – in einem modernen Horror Kleid – eine klassische Gruselgeschichte, voller würdiger Anspielungen auf die alten Meister; den Konflikt zwischen der sündigen Großstadt und dem angeblich so bigotten Leben im amerikanischen Hinterland auf eine exzessive Spitze treibend und mit soliden Charakteren ausgestattet. T.E.D. Klein nimmt sich selbst für die aus heutiger Sicht noch ruhigeren achtziger Jahre Zeit, um seine Geschichte minutiös, detailliert und konsequent bis zum dunklen Ende inklusive eines kleinen Happy Ends im Prolog zu erzählen. Es ist klassischer, ländlicher Horror mit einer übernatürlichen, unerklärlichen Bedrohung, weit entfernt von den Splatterpunk Exzessen. Und das macht wie bei Machen, Smith und Lovecraft eben den Reiz dieses fast vierzig Jahre alten Romans aus. Wie Tom Reamys „Blinde

Stimmen” eine wundervolle Neuinterpretation der großen alten Meister.



T. E. D. K L E I N

VERSCHWÖRUNG DER GÖTTER



Verschwörung der Götter

Insgesamt vier Novellen sind in der immer wieder in Amerika und Großbritannien neu aufgelegten Sammlung „Dark Gods“ gesammelt worden. Sie erschien das erste Mal 1985, zwei Jahre nach „The Ceremonies“. Einzelne Titel sind aber in der Phase entstanden, als Klein über die angesprochenen fünf Jahre an „The Ceremonies“ werkete.

Der Goldmann Verlag hat eine deutsche Ausgabe mit dem ein wenig falschen Titel „Verschwörung der Götter“ in den achtziger Jahren als Taschenbuch aufgelegt. Es sind nicht die Götter, die sich gegen die Menschen verschworen haben. Sondern die Leichtgläubigkeit und Arroganz der Menschen hat zum Wiedererstarken der „alten Götter“ in Form von Monstren geführt.

„Kinder des Königreichs“ (Children of the Kingdom) spielt in T.E.D. Kleins Heimatstadt New York. Big Apple ist auch in anderen Novellen dieser Sammlung präsent, aber in „Petsey“ zieht die Baby Boomer Generation mindestens für eine Hauseinweihungsparty aufs Land und nimmt die eige-

nen Neurosen mit. „Kinder des Königreichs“ spielt ausschließlich im New York der siebziger Jahre mit der fortschreitenden Ghetto- und Ghettobildung und vor allem auch der steigenden Kriminalität, in erster Linie in den Migrantenvierteln. T.E.D. Kleins Charaktere sind Proletarier. Das ist nicht abschätzig gemeint, sondern zeigt deren Perspektive auf ihr alltägliches Leben. Sie müssen hart arbeiten, um an die Kosten zu decken. Sie sehen die Veränderungen in ihren Vierteln und geben ihnen die richtigen Namen. Da wird nichts sozialromantisch verharmlost oder weg erklärt. Alle Figuren sind in den sozialen Teufelskreisen des Kapitalismus gefangen und wer in New York kein Geld hat, geht einfach unter. Auch wenn sich viele Züge von H. P. Lovecraft und seinen mystischen Visionen von Fremden/ Außerirdischen unter den Menschen in der Geschichte wiederfinden, ist der Text vor allem eine moderne Story aus den siebziger und frühen achtziger Jahren. Voller dunklem Aberglauben, aber irgendwie auch ein Schuss Optimismus, dass das Miteinander- und Sprechen viele Vorurteile auch überwinden kann.

Die grundlegende Prämisse wirkt rückblickend absurd. Auch die Erklärungen sind wie bei Lovecraft fadenscheinig. Es finden sich keine Fakten. Mögliche Beweise sind vernichtet worden, ohne dass der Erzähler oder seine Frau einen Blick drauf werfen konnten. Auf der anderen Seite präsentiert T.E.D. Klein eine phantastische, gruselige Erklärung für den Stromausfall, der 1977 das öffentliche Leben in New York lahmlegte und schließlich zu Plünderungen mit einem Schaden von mehr als 1 Milliarde Dollar führte.

Die zugrundeliegende Geschichte, symbolisiert durch die selbst verlegten Bücher des Pfarrers aus Costa Rica, bergen noch mehr Potential, als es die Novelle heben kann. Am Ende überschlagen sich die Ereignisse. T.E.D. Klein zieht das Tempo an, versucht die Erwartungen der klassischen Horror Leser zu befriedigen und sucht einen Kompromiss zwischen der ruhigen, fast phlegmatischen ersten Hälfte mit seinen wirklich überdurchschnittlich gezeichneten Charakteren und den sich wie ein roter Faden durch die Story ziehenden Andeutungen, das die Schöpfungsgeschichte nach der

Bibel oder Darwin grundlegend falsch ist. Selbst wenn ein Leser die Thesen des Pastors akzeptiert, gibt es keine Erklärung, warum im Hier und Jetzt plötzlich „Beweise“ auftauchen. Hier scheint die Plot eher die Antriebsfeder zu sein als eine natürliche, in der Gegenwart kumulierende Entwicklung.

Bis dahin ist es eine sehr menschliche Geschichte. Der Großvater des Erzählers muss nach einem Schlaganfall ins Altersheim ziehen. Er ist aber grundsätzlich noch rüstig. Schnell lernt er in der eher heruntergekommenen Gegend neue Freunde kennen, mit denen er unter anderem im Sonnenlicht draußen auf der Schultreppe sitzt. Sie diskutieren über Gott und die Welt. Einer seiner Freunde ist ein Priester aus Costa Rica, der seit vielen Jahren an einer neuen Schöpfungsgeschichte arbeitet. Das Buch soll abschließend in alle sieben Sprachen verlegt werden. Die spanische Version hat er im Eigenverlag veröffentlicht. Jetzt sucht er einen Verleger für eine englische Fassung und als er erfährt, dass die Frau des Ich-Erzählers Karen, die in einem Sachbuchverlag arbeitet, glaubt er an

seine Chance, seine Thesen einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen.

T.E.D. Klein beschreibt aus der Perspektive des Ich- Erzählers vielleicht ein wenig verklärt und romantisch die Änderungen im Leben eines alten Mannes mit dem Übergang ins Altersheim, der diese erstaunlich stoisch und mit dem entsprechenden Humor trägt. Die Mitbewohner im Heim sind mit den entsprechenden kleinen Ecken und Kanten verträglich. Im Keller funktioniert eine der vier Waschmaschinen nicht. Irgendwie richtig es dort auch muffig und etwas hat diese tonnenschwere Maschine aus ihrer Position verrückt und einen Wasserablauf freigemacht. Alles deutliche Zeichen für den weiteren, dann auch mechanisch vorhersehbaren Handlungsverlauf.

Aber der Leser hat auch das bestimmte Gefühl, als wenn T.E.D. Klein die sozialen Kommentare wichtiger sind als der natürlich lange Zeit unsichtbare, aber allgegenwärtige Schrecken aus der Tiefe. Lovecraft ist bei den Beschreibungen der Großen Alten oder anderer Bedrohungen aus Welten jenseits der Realität vage gewesen. T.E.D. Klein geht in dieser Hinsicht auch nur einen

kleinen Schritt weiter und schränkt die morbide Phantasie der Protagonisten, aber auch der Leser auch nur bedingt durch seine Beschreibungen ein. Stilistisch agiert T.E.D. Klein deutlich subtiler als Lovecraft. Seine Protagonisten sind lebendiger, dreidimensionaler und der Leser fürchtet um sie. Interessant ist, das der Autor aber abschließend nach einem grotesken, eher dezent erzählten Exzess wieder zu den natürlichen Abläufen des Lebens zurückkehrt und aufzeigt, das im Angesichts des heraufdämmernden unausweichlichen Todes jeglicher Schrecken von Jenseits der eigenen Welt nur bedingt schockieren kann.

Der Titel ist eine religiöse, vielleicht auch sehr ironische Verklärung der Evolutionstheorien des Pastors und steht nur bedingt im Zusammenhang mit der eigentlichen Geschichte.

T.E.D. Kleins zweiter Roman sollte „Nighttown“ heißen und der Autor beschrieb den Plot als eine paranoide Horrorgeschichte, die ausschließlich in New York spielt. Sehr wahrscheinlich wollte T.E.D. die vorliegende Novelle zu einem Roman ausbauen, wie er es schon vorher mit „Die Er-

eignisse auf der Poroth-Farm" und „The Ceremonies" gemacht hat. Es ist aber unwahrscheinlich, dass „Nighttown" noch fertiggestellt und publiziert wird. In Deutschland erschien die Novelle 1985 in der Anthologie „Stille Nacht, grausame Nacht" das erste Mal.

Plot Technisch ist „Petey" die schwächste (Horror-) Geschichte nicht nur dieser Anthologie, sondern einer der schwächsten freien Arbeiten T.E.D. Kleins Gesamtwerk, einer der Texte, deren Ende vorhersehbar ist. Kleine Sünden bestraft ein böser Gott sofort. Eine vor allem aus der mittleren Gesellschaftsschicht New York bestehende Gruppe von Freunden und Bekannten feiert auf dem Land eine Hauseinweihungsfeier. Das einladende Ehepaar hat ein altes Haus spottbillig bekommen. Im Laufe des Abends kommt ein Teil der Wahrheit ans Licht. Der Verkauf ging nicht mit rechten Dingen zu und der alte Besitzer ist inzwischen in der Irrenanstalt, wo er sich mittels eines Morsealphabets verständlich machen will. Das Ende ist in sich abgeschlossen, die finalen Ereignisse werden angedeutet.

Während die Handlung keine Überraschung beinhaltet, liest sich die kurze Novelle wegen der fast an Karikaturen erinnernden Zeichnungen der Protagonisten ausgesprochen gut. Die Neurosen, die Lästerei, die Angst des Großstädtlers vor der freien Natur – alles ist vorhanden. Ergänzt wird es neben der ausführlichen Hausführung noch durch eine Tarot-Sitzung mit seltenen, auf dem Boden gefundenen Karten. Anscheinend gibt es eine Karte mehr, die sich selbst einer Entschlüsselung mittels mehrerer Bücher verwehrt.

Aber der Leser verfolgt das Geschehen eher distanziert. Ein Funke der Sympathie springt für keinen der Protagonisten über. T.E.D. Klein ist aber auch ein penibler Erzähler, der die fast minutiös unsympathisch gezeichneten neurotischen Protagonisten am Ende des Abends im Haus verweilen lässt, bis ein letzter Besucher kommt. Das wirkt konstruiert und stereotyp, liest sich aber zumindest angesichts der guten Dialoge und der verschiedenen Seitenhiebe auf eine Gesellschaft, die sich als gehoben, vielleicht sogar erhaben ansieht, innerlich aber eher einfache Bürgerschicht unter ihrer

modischen Kleidung und gestelzten Gehabe ist, kurzweilig unterhaltsam. „Petey“ erschien 1984 schon in Charles L. Grants Anthologie „Das große Gruselkabinett“ (Heyne Verlag).

„Schwarzer Mann mit einem Horn“ ist eine wunderschöne Geschichte. T.E.D. Klein ist ein Bewunderer H. P. Lovecraft. Der Protagonist dieser Geschichte spricht im übertragenen Sinne immer wieder mit seinem literarischen Idol. Er ist selbst Autor und schreibt natürlich Horrorgeschichten. Die Presse titulierte ihn weniger als einen Lovecraft-Epigonen, sondern als Schüler. Ein zu langer Schatten. Inzwischen Mitte siebzig hat er fatalistisch aufgegeben, sich als eigenständiger Autor zu etablieren. Wie Ramsey Campbell ist T.E.D. Klein einer der Autoren, die nicht nur Lovecrafts kosmische Schrecken in die Gegenwart übertragen haben, sondern sie spielten mit der menschlichen Evolutionsgeschichte und zeigten auf, dass die Bibel falsch sein muss.

Schon in der Auftakt Story dieser Sammlung war es ein Priester, der den Protagonisten mittels seiner Schriften aufklärte, dass die Schöpfungsgeschichte eine Lüge

ist. „Schwarzer Mann mit Horn“ impliziert, dass Lovecrafts Texte auf Wahrheiten basierten, welche die Öffentlichkeit in den dreißiger Jahren (noch) nicht erkannte. Auch in „Schwarzer Mann mit einem Horn“ ist es ein Mann Gottes, der gegen den eigenen Willen die Wahrheit herausfindet und vielleicht auch durch diese Entdeckung stirbt. In beiden Geschichten vermitteln sie diese Informationen – stellvertretend für den Leser – einem Unbeteiligten. In „Kinder des Königreichs“ an den Sohn des alten Mannes, der mit dem Pastor aus Costa Rica befreundet ist.

In „Schwarzer Mann mit einem Horn“ ist es eine zufällige Begegnung in einem Flugzeug auf dem Rückweg aus Manila, welche die Ereignisse ins Rollen bringt. Aber der Protagonist in „Schwarzer Mann mit einem Horn“ ist kein Ungläubiger. Er ist ein junger Lovecraft, der erkennen muss, dass einige Andeutungen des Amerikaners „Tatsachen“ entsprechen. Der Priester ist dem lange vergessenen Kult auf die Spur gekommen.

T.E.D. Klein baut die Anspielungen auf Lovecraft inklusiv der direkten Ansprache

durch den Protagonisten als Einleitung einzelner Kapitel geschickt in die sich langsam stimmungsvoll entwickelnde Geschichte ein. Lovecraft wird dadurch Teil nicht nur seines eigenen Werkes, sondern der fiktiven menschlichen Geschichte. Am Ende kehrt Klein zu den Stärken Lovecrafts zurück. Fatalistisch erkennt der Protagonist, dass er seinem Schicksal nicht entkommen kann. Damit schließt sich auch der Kreis zu seinen eigenen Geschichten, in denen er derartige Szenarien ausführlich entwickelt hat. Wie bei „Kinder des Königreichs“ verzichtet T.E.D. Klein auf drastische Szenen. Dem Leser bleibt wie bei Lovecraft immer noch die Möglichkeit, das Geschehen als Teil eines wahnsinniger werdenden menschlichen Verfalls abzutun. Es gibt ja keine Beweise. Auf der anderen Seite manifestiert sich der unerklärliche Schrecken, die möglicherweise kosmische Bedrohung in kleinen Momenten bis zum Finale in einer kleinen am Meer gelegenen Ferienhaus-siedlung an Floridas Küste.

Die Geschichte lebt aber zusätzlich von der angesprochen lebendigen Beschreibung eines älteren Mannes, der sich in seinem

eigenen inneren Gefängnis eingerichtet hat und diese kontrollierbare Beschaulichkeit auch nur widerwillig verlassen will. Zusammen mit seiner Schwester reiste er nach Asien, um die Geschichte des inzwischen verstorbenen Pastors zu überprüfen. Es ist eine Reise an einen exotischen Ort und wieder zurück. Aber bei der Rückkehr nimmt der Protagonist unbewusst viel mehr mit als er sich erträumt oder vielleicht auch vor dem er sich gefürchtet hat. Als Autor weiß er, wie er „Fakten“ zusammenstellen und literarisch verarbeiten kann. So wird „Schwarzer Mann mit einem Horn“ auch mehr und mehr zu einer Art Autobiographie eines Mannes, vielleicht auch T.E.D. Kleins selbst, der literarisch gelobt und trotzdem niemals wirklich eigenständig anerkannt worden ist. Das macht neben einer Reihe von stimmungsvollen Szenen den Reiz dieser überdurchschnittlichen, zeitlosen Geschichte aus. Unter dem nicht ganz richtigen Titel „Ein Schwarzer mit einem Horn“ wurde die Novelle in der Anthologie „Spur der Schatten“ 2004 im Bastei Verlag noch einmal veröffentlicht.

Für die vierte Novelle „Nadelsmanns Gott“ hat T.E.D. Klein 1986 den World Fantasy Award in der Kategorie beste Novelle erhalten. Wie in „Kinder des Königreichs“ gelingt es T.E.D. Klein moderne Aspekte mit dem klassischen namenlosen Horror zu verbinden, den H. P. Lovecrafts Texte so auszeichnet. Nadelmann arbeitet in der New Yorker Werbebranche. Er hat eine hübsche Frau, einen Sohn und eine Geliebte, die er jeden Freitag heimlich trifft. Er verdient gut und eine Heavy Metal Band hat auf Anraten eines Freundes sein einziges, während des College veröffentlichtes Gedicht als Liedtext genommen und entsprechend umgeschrieben. Im Gegensatz zum gealterten Schriftsteller in „Schwarzer Mann mit Horn“ ist sich Nadelmann seiner wilden Jugend gar nicht mehr so bewusst. T.E.D. Klein nutzt zwar im Prolog einen Ausflug in einen Sadomasoclub vor mindestens zwanzig Jahren, um Nadelmann als coolen Mann auf der Höhe der sozialen New Yorker Zeit der siebziger Jahre zu zeigen, aber im Laufe der Geschichte holt ihn mehr und mehr die weiter zurückliegende Vergangenheit ein.

Ein Fan des Liedes nimmt Kontakt mit Nadelmann auf. Er behauptet, dass der von Nadelmann beschriebene Gott zum Leben erwacht ist, ihn zu seinem Anhänger gemacht hat und grausame Morde begeht. Anfänglich versuchte Nadelmann dem Fan auszuweichen. Er verbietet sich Anrufe im Büro, zu Hause verfügt er jetzt über eine Geheimnummer und dessen Briefe versteckt er im Schrank, in dem auch seine Notizen und vor allem seine Collegezeichnungen liegen. Im letzten Brief schreibt der gestörte Fan aber vom „The Hungerer“, einem Namen, der weder in dem in der Collegezeitschrift abgedruckten Ballade noch das Lied erscheint. Nur in den ersten zornigen Notizen hat Nadelmann den Namen benutzt. Er beschließt, den Fan in der Wohnung dessen Mutter aufzusuchen.

Auf der einen Seite folgt T.E.D. Klein den klassischen Horrormustern. Nadelmann glaubt anfänglich fast naiv, den Störenfried durch Ignoranz loswerden zu können. In der zweiten Phase hat Nadelmann eine unbegründete paranoide Angst, das bei ihm eingebrochen und die Notizen durchwühlt worden sind. Dafür gibt es keine Beweise.

In der letzten dritten Phase beginnt Nadelmann tatsächlich daran zu glauben, dass er es mit einem Psychopathen zutun hat, der Menschen auf bestialische Art und Weise ermordet, obwohl sich der Fan während des Buches eher als kindlich zurückgeblieben entpuppt und seine Mutter schwer körperbehindert ist. In der vierten Phase dämmert Nadelmann, das aus irgendeinem nicht erklärlichen Grund die dunkle Gottheit aus seinem Gedicht lebendig geworden sein könnte. Mit fatalen Folgen für viele Menschen, ihren Schöpfer inbegriffen.

Diese vier Phasen gehen dank der überdurchschnittlichen Charakterisierung der handelnden Protagonisten nahtlos ineinander über. Nadelmann ist kein Sympathieträger. Er ist arrogant, selbstverliebt, seine Familie ist eher eine notwendige Fassade. In seiner Jugend war er zornig gegen das Establishment, die Lehrer, die Eltern. Inzwischen wirtschaftlich gesetzt ist dieser Zorn einer ständigen inneren Wut gegen die Mitmenschen gewichen. Nadelmann fühlt sich in seinem Leben nicht wohl, ist aber auch viel zu bequem, um etwas zu ändern.

Der Titel der Geschichte beinhaltet eine doppelte Ironie. Nadelmanns damaliger Gott ist „The Hungerer“ gewesen. Ein groteskes Wesen, direkt aus einer der Alptraumgeschichten H. P. Lovecrafts entstieg, das die Welt vernichten wird. Auf der anderen Seite ist Nadelmann auch so etwas wie ein „literarischer Gott“ für seinen einzigen Fan, der den Text des Heavy Metal Liedes ernst nimmt. Nadelmann rät ihm sogar, seiner Bewunderung für The Hungerer und damit Nadelmann Ausdruck zu verleihen, in dem er auf dem Dach seines Wohnhauses eine Götzenstatue errichtet, welche angeblich der Wind in einer stürmischen Nacht fortgeweht hat. Vielleicht ist sie auch nur lebendig geworden und hat begonnen, Menschen bestialisch umzubringen. Diese Frage bleibt offen.

Am Ende scheint es eine Art intellektuelle Symbiose zwischen Nadelmann und The Hungerer zu geben. Mehr und mehr beginnt Nadelmann im Mittelpunkt des Interesses der gesichtslosen Kreatur zu stehen. Sie beginnt, sein Umfeld zu säubern, scheint ihn zu umkreisen und durch die Nacht zu verfolgen. Dabei macht T.E.D.

Klein nicht deutlich, ob Nadelmann nicht inzwischen den Verstand verloren hat. Das offene Ende mit dem Schutz in einer Kirche suchenden Nadelmann lässt sich in dieser Hinsicht sehr unterschiedlich interpretieren.

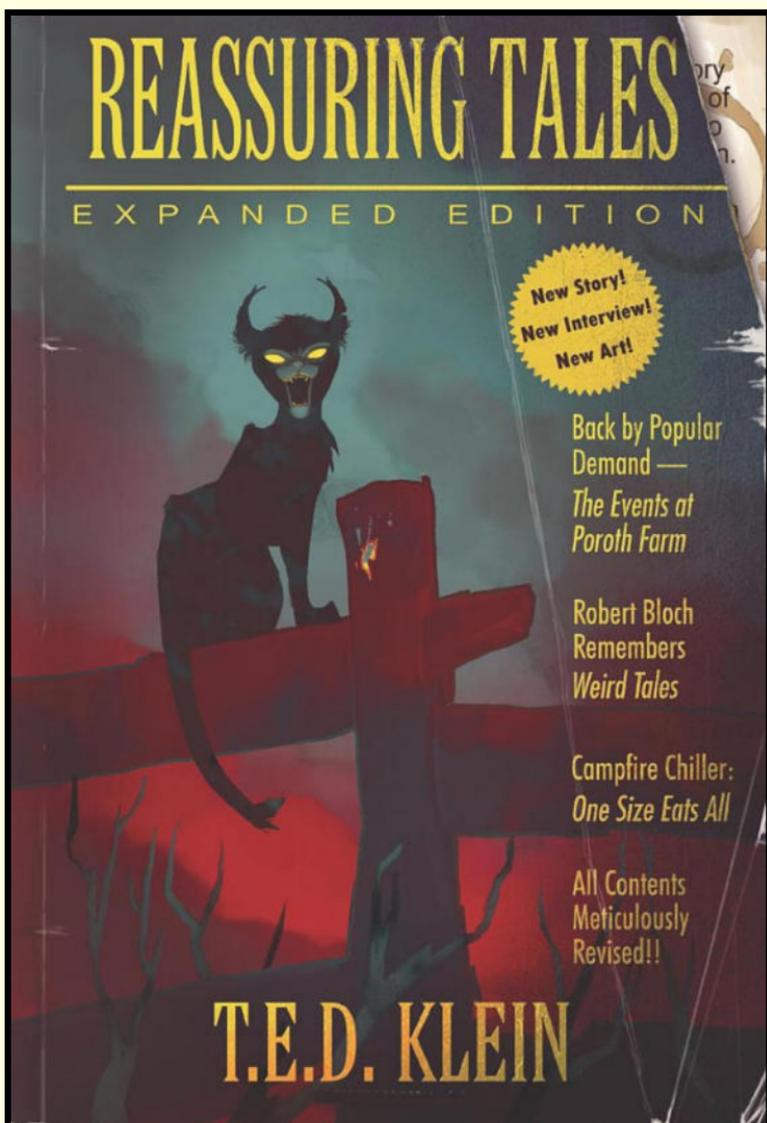
Wie einige anderen Geschichten T.E.D. Kleins spielt „Nadelmanns Gott“ in New York. Einem New York, das heutige Leser höchstens auch den Fernsehserien der siebziger Jahre noch kennen. Ein New York, das Klein trotz vieler Bürden und der Kriminalität in einigen Vierteln auch liebt. Neben der authentischen Atmosphäre lebt die Geschichte von der angesprochenen dreidimensionalen Zeichnung nicht nur der Hauptperson, sondern der Nebenfiguren. Sie sind wie in vielen der hier gesammelten Novellen Kleins nicht sympathisch. Aber der Leser leidet auf eine sehr unterschiedliche Art und Weise mit ihnen. Schuld oder Unschuld ist in diesem Kontext keine Frage.

Das Tempo der Novelle ist perfekt. Andere längere Arbeiten T.E.D. Kleins litten unter einer unausgeglichenen Struktur mit einer langen Exposition und einem selbst an sich offenes Ende unter Hektik. In „Na-

delmanns Gott“ steigert sich das Tempo kontinuierlich. Die einzelnen Handlungselemente passen perfekt zusammen. An einigen Stellen wie bei der hektischen Untersuchung der alten Notizen ahnt oder besser wissen die Leser schon, was Nadelmann finden wird. Die Bestätigung und dessen Fassungslosigkeit sind das Sprungbrett für einen neuen Handlungssprung, eine Verlagerung des Schauplatzes direkt in die Höhle des Löwen oder besser das Heim des angeblichen Psychopathen. Aber auch in diesen Sequenzen spielt T.E.D. Klein erstaunlich routiniert mit den Versatzstücken des Genres und präsentiert eine klassische sowie gleichzeitige moderne Horrorgeschichte, in welcher die H. P. Lovecraft Elemente (alte Götter, Aberglaube) behutsam und respektvoll in die Gegenwart transportiert worden.

„Verschwörung der Götter“ präsentiert zwei überdurchschnittliche Novellen („Nadelmanns Gott“ und „Mann mit schwarzem Horn“), sowie zwei atmosphärisch gelungene, aber inhaltlich/ strukturell nicht ganz zufriedenstellende Geschichten. Sie zeigen die Bandbreite in T.E.D. Kleins relativ schmalen Werk und machen noch einmal

deutlich, was für ein guter Erzähler der langjährige Herausgeber des „Twilight Zone“ Magazines wirklich gewesen und vielleicht noch ist. Alle vier Geschichten demonstrieren, das Lovecrafts Horror auch in der Gegenwart funktioniert, wenn er respektvoll erweitert und vor allem neu ausgerichtet wird.



Reassuring Tales

Ende der neunziger Jahre fasste Cemetery Dance die nicht einmal ein Dutzend Kurzgeschichten T.E.D. Kleins aus den siebziger bis in die neunziger Jahre in einer limitierten, 600 Exemplare umfassenden Anthologie zusammen. Der Klein Verlag Pickman's Press legte diese Sammlung erweitert um eine weitere, im 21. Jahrhundert verfasste Kurzgeschichte, ein neues Interview, aber auch neuen, nicht extra entstandenen Zeichnungen von Gahan Wilson und Tim Kirk als Paperback neu auf.

Die Kurzgeschichten sind meistens Auftragsorientiert geschrieben worden. T.E.D. Klein ist kein Autor, der einer Inspiration, dem literarischen Blitz folgt. Das macht er in seinem Nachwort deutlich. Eher Themen oder Menschen, mit denen seine Geschichten zusammen in Ahtologien erscheinen sollten, haben ihn beflügelt. So ist „One Size Eats All“ im Magazin „Outside Kids“ veröffentlicht worden. Auch wenn die Pointe im Groben, aber natürlich in den Details bekannt ist, erscheint es erstaunlich, dass

ausgerechnet ein Magazin eine derartig böse Geschichte dreier Freunde auf einem Trekkingtour veröffentlicht. Schlafsäcke werden nach der Lektüre wahrscheinlich eher skeptisch betrachtet.

Klassische Genrebezüge – leider in beiden Fällen auch relativ frühzeitig erkennbar – zeichnen „Well- Connected“ und „„Camera Shy“ aus. Dabei folgt die erste Geschichte mit dem Vater, der zusammen mit seiner neuen Freundin seinen Sohn an dessen Studienort besuchen will, eher einem klassischen Muster. Die beiden Erwachsenen übernachten in einem alten, aber schönen Hotel. Anschließend werden sie in die Berge zum opulenten Haus eines reichen Einsiedlers eingeladen. Nur einer kann der Einladung folgen.

Bei „Camera Shy“ betrachten die stolzen Eltern Fotos von der Hochzeit ihrer Tochter, die sich noch mit ihrem Ehemann Lazlo (!) in den Flitterwochen befindet. Auf keinem der Fotos ist der Bräutigam und dessen letzte Freundin ist wenige Tage nach seiner Hochzeit an Blutarmut gestorben. Spätestens in dieser Sekunde weiß jeder Leser, wie die Geschichte enden wird. Während

„Well- Connected“ von der klassischen Weird Fiction Atmosphäre eines Arthur Machen oder H. P. Lovecraft lebt, reiht sich „Camera Shy“ unter die Phalanx der Horrorgeschichten ein, die „jedermann“ geschrieben haben könnte. „Well- Connected“ hat Joachim Körber in seiner Anthologie „Horror vom Feinsten“ (1993, Heyne) publiziert.

Deutlich besser ist „Ladder“. Veröffentlicht in der Anthologie „Borderlands“ ist sie nicht nur eine Hommage an die christlichen Motive, welche Arthur Machen in seinen Geschichten immer wieder in Frage stellte, sondern der Plot endet im Grunde in einer alltäglichen Situation, welcher kein Mensch entkommen kann. Fatalistisch, aber auch optimistisch betrachtet der Ich- Erzähler sein Leben vom Heranwachsen im ländlichen Schottland in den dreißiger Jahre über den Unfalltod der Eltern und seinen Erlebnissen in Übersee, die ihn irgendwann wieder zurück in die Heimat und zu einem Buch aus seiner Jugend geführt haben. Stoisch auf Gott vertrauend konzentriert sich T.E.D. Klein auf keine klassische Pointe, sondern zeigt die im Grunde weltfremde,

skurrile Perspektive eines Highlanders, der niemals den langen Schatten seiner Heimat und damit auch die pragmatische Einstellung dem Schicksal gegenüber verloren hat. Der Wandler Verlag hat die Geschichte unter dem deutschen Titel „Wortspiele“ publiziert. Übersetzer ist Joachim Körber, der vor allem hinsichtlich der Pointe auf zwei Lösungsmöglichkeiten zurückgegriffen hat. Die eine wäre eine Art Buchstaben Scrabble, die andere die im Titel bezeichnete Wortkette, wobei die Veränderungen einzelner Worte im Englischen leichter ist als im Deutschen.

Jahrelang hat T.E.D. Klein das „Twilight Zone“ Magazin herausgegeben. Die besondere moralisierende und sich auf subversive Pointen konzentrierende Art der von Rod Serling Geschichten schlägt sich auch in einigen der hier gesammelten Texte wieder. „Magic Carpet“ ist deutlich direkter. Ein Vielflieger versucht die Fragen eines sechsjährigen Jungen zu beantworten, der unmittelbar vor seinem ersten Flug ist. Trotz aller Technik muss man glauben, damit alles funktioniert. Deutlich nuancierter, subversiver und am Ende zu glatt ist „Curtains

for Nat Crumbley“. Nat Crumbley ist einer dieser klassischen Verlierer, denen Serling so viele Denkmäler gesetzt hat. Ein Pedant, der mit seiner Umwelt nicht mehr zurechtkommt. Sein Leben ist durchgeplant, keine Abweichungen vom langweiligen Plan. Bis er eines Nachmittags aus seiner Wanne aufstehen und nach dem Rasierer im Spiegelschrank greifen muss. Er landet in einer gänzlich anderen Welt mit einem anderen Nat Crumbley im Mittelpunkt. Das Ende ist vielleicht zu pragmatisch, zu einfach für einen derartig unsympathischen und damit auch schwer zugänglichen Charakter. Diese Art von „Happy End“ wünscht ihm der Leser nicht. Auf der anderen Seite hat der Autor insbesondere im ersten Teil der Geschichte ein sadistisches Vergnügen daran, eine alltägliche Situation – nackt in der Badewanne nach einem Gegenstand angeln – ins Absurde zu übertreiben und den schutz- wie hilflosen Protagonisten in eine gänzlich andere Welt zu verfrachten.

„Growing Things“ ist eine Kürzestgeschichte, in welcher sich ein verheiratetes Paar in einem alten renovierungsbedürftigen Haus über die Ratschläge in Heimwer-

ker oder Frauenzeitschriften lustig machen. Aber die Absurdität der Vorschläge aus den Zeitschriften springt nicht auf den Plot über. Die Anthologie „999“ mit der Geschichte (als „Es sprießt und wächst“) erschien 1999 im Piazza Verlag.

Dagegen ist „Imagining Things“ eine deutlich vielschichtigere Story. Zwei Brüder wachsen mit ihrer Mutter nach deren Scheidung in ärmlichen Verhältnissen auf. Der eine Bruder wird immer wieder gewalttätig und schließlich in eine geschlossene Anstalt abgeschoben. Die Anfälle haben nichts mit der Scheidung zu tun. Die Kommunikation mit dem Bruder besteht aus Reklamepostkarten und die Botschaften auf den Karten werden immer verstörender. Wahrscheinlich, aber nicht sicher ist nicht alles Einbildung. Vieles bleibt in dieser Story absichtlich vage. Das Prinzip hat T.E.D. Klein von seinen Vorbildern, vor allem von H. P. Lovecraft übernommen. Auch dessen Monster konnte der Leser niemals abschließend einordnen. Besuch aus einer anderen Dimension oder beginnender Wahnsinn? Aber im Laufe von mehreren Horrorautoren Generationen hat man zu viel von

diesen Ansätzen gelesen, als dass ein solcher Plot noch nachhaltig genug über eine gute Charakterzeichnung oder solide Dialoge funktionieren kann.

Auch wenn T.E.D. Klein in erster Linie klassischen Horror geschrieben hat, präsentiert „Reassuring Tales“ auch Science Fiction. „Renaissance Man“ basiert auf einer antiquierten Idee. Forschern gelingt es, einen Mann aus der Zukunft – mindestens dreihundert oder vierhundert Jahre – in die Gegenwart zu transportieren. Auch wenn er perfekt Englisch spricht, ist eine Kommunikation zu relevanten Themen fast unmöglich. Die Geschichte erschien unter dem selbstironischen Titel „Hätten Sie sich lieber einen Wirtschaftsautoren gesucht“ in der Anthologie „Feuerwerk der SF“ (Goldmann 1980). Deutlich besser ist „S.F.“ Eine Urgroßmutter schreibt aus dem Altersheim ihrem gerade geborenen Enkel. In dieser Welt wurde eine Droge, später ein medizinisches Gerät entwickelt, das die Löschung von bestimmten Erinnerungen ermöglicht. Die sozialen Veränderungen sind derartig komplex, das am Ende eine Gesellschaft des Stillstandes; dem Verharren im höchstens

Glücksmoment übrig bleibt. Der Brief ist eine Warnung an die nächste gerade geborene Generation. Die Pointe ist konsequent, der Leser der einzige Zeuge mit dem ganzen Wissens dieser Entwicklung. T.E.D. Klein entwickelt auf wenigen Seiten interessante Prozesse, welche über die bildenden wie kommerziellen Künste; die Kriminalität und entsprechend die Justiz bis zur Politik reichen. Das Briefformat ermöglicht es dem Autoren, die sehr komplexen Vorgänge auf eine subjektive, mahnende Perspektive zu reduzieren und der Leser verfolgt diesen Brief an die nächste Generation ausschließlich auf Augenhöhe der Briefschreiberin. Zwar fehlen dadurch eine Reihe von emotionalen Szenen und manchmal verwechselt die Briefschreiberin das Alter des Empfängers. Es macht auch (noch) keinen Sinn, das sie ihn zum Besuch auffordert, aber generell liest sich „S.F.“ – es handelt sich um eine mannigfaltig nutzbare Abkürzung – spannend, nachdenklich stimmend und eine im Grunde banale Idee sehr zufrieden stellend extrapolierend.

„They don't write Them like This anymore“ sind im Grunde zwei Geschichten

mit der gleichen Ausgangsprämisse. Fünfzig Jahre nach die strenge Tante das Abonnement eines Pulpmagazins „gekündigt“ hat, treffen die nächsten Ausgaben bei den beiden Protagonisten ein. In der ersten Variante ist es ein inzwischen geschäftlich erfolgreicher Mann, der angesichts eines Geschäftstermin die Geschäftsräume des Magazins besucht. In der anderen Variante ist es der Enkel, welcher schließlich die vom Großvater in den dreißiger Jahren geschriebenen Science Fiction Pulp Geschichten zu den Redaktionsräumen bringt. In beiden Variationen – es sind ideale Treatments für Steven Spielbergs „Amazing Stories“ Serie – beschwört T.E.D. Klein die Faszination mit den Pulpmagazinen, das Warten auf die nächste Ausgabe und die Flucht aus der dunklen Realität hervor. Kind sind die beiden Erwachsenen geblieben und manchmal kommt es nur auf den richtigen Zeitpunkt an, damit etwas Altes neu beginnen kann. Ein wenig kitschig, ein wenig pathetisch, aber irgendwie zeitlos, auch wenn die meisten Leser die beschriebene Epoche der billig gedruckten Magazine eben nur

aus zweiter oder vielleicht dritter Hand kennen.

T.E.D. Klein gibt zu, dass seine Geschichten und sein Roman in einer Art Zeitkapsel verharren. Die Plots lassen sich nicht auf die Gegenwart übertragen. Dazu ist die Technik beginnend mit den Handys zu weit fortgeschritten. Auch ist der Übergang zwischen der High Tech Gesellschaft in den Großstädten und der „zurückgebliebenen“ ländlichen Bevölkerung keine 20 Meilen ins Landesinnere nicht mehr vorhanden. In Deutschland hat Malte S. Sembten die Ideen/ Ansätze der klassischen Gruselautoren wie Lovecraft oder Machen immer wieder modernisiert, während ein Michael Siefener den Vorgaben treu geblieben ist. In seinen Romanen schreiben sich die Protagonisten sogar Briefe – „Der Ballsaal auf der dunklen Seite des Mondes“ – auch wenn der Erstkontakt durch eine Zeitungsanzeige und nicht eine Partnerbörse zustande gekommen ist. Interessant ist, dass T.E.D. Klein sogar bei seiner in den siebziger Jahren entstandenen Novelle „Die Ereignisse auf der Poroth-Farm“ seinen Figuren einen Fernseher zugestanden hat, knapp ein Jahr-

zehnt später durften sie in der Romanversion nur noch dem Radio lauschen, obwohl beide Texte zur gleichen Zeit spielen. T.E.D. Klein verschließt sich nicht der Technik, wie die in „Verschwörung der Götter“ gesammelten Geschichten beweisen. Aber die Technik wird pragmatisch genutzt und wirkt wie ein weiterer archaischer Gott, wie der Glaube beweist, dass ein Flugzeug einfach fliegen muss. Das macht den Reiz einer Handvoll Geschichten aus. Die Stärke Kleins liegt auf der Charakterisierung seiner Figuren. Sie müssen nicht sympathisch sein, aber mit einer Liebe zu Details entwickelt der Amerikaner seine nicht selten ihrem eigenen Schicksal im Wege stehenden Figuren zu vollwertigen Menschen, meistens mit mehr Schwächen als Stärken. Stilistisch orientiert sich T.E.D. Klein vor allem an Lovecraft. Dabei gelingt es dem Autoren, das unbekannte Grauen sowohl auf dem Land wie auch in der Großstadt überzeugend zu beschreiben, ohne einen Beweis anzubieten. Die Phantasie ist schlimmer als die Wirklichkeit.

T.E.D. Kleins Ruf ist gewaltiger als sein Werk, aber das macht auch den Reiz der

viel zu wenigen Kurzgeschichten, der überzeugenden Novellen und natürlich des einen Romans aus. Im Dunkeln sitzend warten die Arbeiten auf eine überfällige Wiederentdeckung.



Erwin Rudolf Josef Alexander Schrödinger
(1887–1961)

**ZEIT UMKEHREN UND
AUFBEWAHREN?
(LEIBNIZ, HEIDEGGER,
SCHRÖDINGER)
Einstein 100
Artikel**

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Heidegger, Martin: Sein und Zeit. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1993. Zitiert als „Sein“.

– Leibniz, Gottfried Wilhelm: Neue Abhandlungen über den menschlichen

Verstand. Erstdruck Amsterdam/Leipzig 1765. Contumax, Berlin 2010.

– Novalis: Das philosophisch-theoretische Werk, Band 2. Carl Hanser Verlag, München Wien 1978. Zitiert als „Novalis 2“.

– Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: System der Weltalter. Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 1998. Zitiert als „Weltalter“.

– Schrödinger, Erwin: Geist und Materie. Diogenes Verlag Zürich, 1989. Diogenes TB 21782. Zitiert als „Geist“.

Martin Heidegger sieht nicht ein, warum der Ablauf der Zeit – entgegen allgemeiner Vorstellung – sich nicht auch umkehren lassen sollte:

„Die vulgäre Auslegung bestimmt den Zeitfluß als ein nichtumkehrbares Nacheinander. Warum läßt sich die Zeit nicht umkehren? An sich ist, und gerade im ausschließlichen Blick auf den Jetztfluß, nicht einzusehen, warum die Abfolge des Jetzt sich nicht einmal wie-

der in der umgekehrten Richtung einstellen soll.“ (Heidegger: Sein, S. 426)

Heidegger gesteht ein, daß die normale „vulgäre Charakteristik der Zeit als einer endlosen, vergehenden, nicht umkehrbaren Jetztfolge“ im Rahmen des „verfallenden Daseins“ ihre Berechtigung hat (S. 426). Indes, dies ist, seiner Auffassung nach, nicht die einzige Möglichkeit der Zeitauslegung:

„Diese Zeitauslegung verliert nur ihr ausschließliches und vorzügliches Recht, wenn sie beansprucht, den ‚wahren‘ Begriff der Zeit zu vermitteln und der Zeitinterpretation den einzigen möglichen Horizont vorzeichnen zu können.“ (Heidegger: Sein, S. 426)

Also, wir entnehmen, umfassende, gewiß Gott mit einschließende Zeitauslegung kann nur bedeuten: die Zeit läuft (nach dem Ratsschluß Gottes) auch rückwärts.

Heidegger betont ausdrücklich, daß die Seele in den Zeitbegriff mit eingeschlossen ist:

„Wenngleich die vulgäre Zeiterfahrung zunächst und zumeist nur die ‚Weltzeit‘ kennt, so gibt sie ihr doch zugleich auch immer einen ausgezeichneten Bezug zu ‚Seele‘ und ‚Geist‘.“ (Heidegger: Sein, S. 427)

Denn, wenn wir – in Anbetracht Gottes – die Zeit auch rückwärts laufen lassen könnten oder würden, so ergibt sich eine Vorstellung von der umfassenderen Ewigkeit Gottes:

„Wenn die Ewigkeit Gottes sich philosophisch ‚konstruieren‘ ließe, dann dürfte sie nur als ursprünglichere und ‚unendliche‘ Zeitlichkeit verstanden werden.“ (Heidegger: Sein, S. 427, Fußnote)

Das heißt also, die normale Vorstellung der Ewigkeit beschreibt ein „stehendes Jetzt“ (Heidegger, S. 427), Gott hingegen übergreift dieses, so daß wir vermuten dürfen, auch Vergangenheit und Zukunft stehen jetzt und für immer, ganz nach dem Ratsschluß Gottes.

Nach Heidegger gilt: die Zukunft bestimmt die Vergangenheit. Man stelle sich demzufolge vor, die historische Erschließung tastet sich aus der Zukunft in die Vergangenheit zurück:

„Die Historie nimmt daher ... ihren Ausgang keineswegs in der ‚Gegenwart‘ und beim heute ‚Wirklichen‘, um sich von da zu einem Vergangenen zurückzutasten, sondern auch die historische Erschließung zeitigt sich aus der Zukunft. Die ‚Auswahl‘ dessen, was für die Historie möglicher Gegenstand werden solle, ist schon getroffen in der faktischen, existenziellen Wahl der Geschichtlichkeit des Daseins, in dem zu allererst die Historie entspringt und einzig ist.“ (Heidegger: Sein, S. 395)

Und:

„Die ekstatisch-horizontale Zeitlichkeit zeitigt sich primär aus der Zukunft.“
(Heidegger: Sein, S. 426)

Hierzu wäre anzumerken, die Gegenwart erklärt sich aus der Vergangenheit. Die Vorstellung, daß die Gegenwart bestimmt, wie die Vergangenheit zu sein hat, erscheint auf diesem Hintergrund übertrieben. Indes, wenn wir bedenken, daß alle Zeit in jedem Falle immer auf Gott zustrebt, so bestimmt tatsächlich die Zukunft (Gott also, und zwar aus der uns als Zukunft vorkommenden Zeit), wie die Vergangenheit zu sein hat.

Heidegger steht nicht alleine da mit seiner Vorstellung der Zeitumkehr. Auch Schrödinger (Boltzmann) vertreten die Auffassung, daß die Zeit umgekehrt ablaufen kann:

„Man könnte befürchten, daß die statistische Zeitdefinition in verschiedenen physikalischen Systemen nicht zur gleichen Zeitrichtung führen könnte. Boltzmann hat diese Möglichkeit kühn ins Auge gefaßt. Er behauptete: Sofern das Weltall hinreichend ausgedehnt und/oder schon genügend also ist, so könnte in der Tat die Zeit in weit voneinander entfernten Teilen des Weltalls

in entgegengesetzten Richtungen ablaufen.“ (Schrödinger: Geist, S. 122)

Schrödinger hierzu weiter:

„Man erlaube mir aber, ohne eine ins einzelne gehende Erklärung hinzuzufügen, daß in zeitlich und räumlich sehr kleinen Bezirken solche Umkehrungen wirklich beobachtet worden sind (Brownsche Bewegung, Smoluchowski).“ (Schrödinger: Geist, S. 122)

Zeitumkehr: die Zukunft findet also eher statt als die Vergangenheit. Und: die Zukunft bestimmt, wie die Vergangenheit gewesen wäre oder zu sein hat? Gibt man jemandem (Gott) den großen Überblick oder den allumfassenden Zusammenhang in die Hände, so erscheint dies – theoretisch – möglich, wie überhaupt alles möglich erscheint, was man je behauptet.

Indes, wozu hätte Gott es dann nötig, daß irgend etwas auf irgend etwas hinaus läuft. Ihm kann es dann doch egal sein, wie die Dinge sich entwickeln, ist er – der Vermutung der Akademiker zufolge – doch

allmächtig. Sogar die weltliche Zeit kann er in ihrem Laufe umdrehen, sagt man.

Erhöhe sich, die Allmächtigkeit Gottes unterstellt, die Frage, wozu dann überhaupt die Entwicklung hier auf Erden sowie gewiß im Kosmos nötig ist? Wo Gott, dieser Annahme zufolge, doch ohnehin von vornherein immer schon alles weiß oder kann. Dann ist die lange Zeit stattfindende Entwicklung vor Gott nicht erforderlich. Denn er weiß ja nicht nur immer schon alles, sondern er kann in beliebiger Weise zugleich stets alles bewirken.

Nun dürfen wir aber getrost davon ausgehen, Gott ist gewiß mächtig, zugleich bedenke man aber, er hält sich an die eigenen, von ihm selbst aufgestellten Regeln. Zu diesen Regeln, unabdingbar, gehört die Entwicklung, welche es sonst ja nicht gäbe. Also ist auch die Entwicklung erforderlich. Wozu aber, wo Gott, der theoretischen Annahme zufolge, doch alles weiß und kann? Nun, uns bemächtigt sich der schlichte Eindruck, Gottes Vorstellung hinter den sich entwickelnden Dingen sei: mal sehen, was darauf wird, was dabei letztgültig herauskommt.

Etwas Gutes, darf man nach aller Einschätzung Gottes hier getrost vermuten.

Es gibt auch noch einen anderen Punkt bezüglich Gottes, der Gott nicht in entfernte, ungreifbare Höhen entschweben läßt, sondern ihn gewissermaßen auf den Erdboden herabholt. Das ist nämlich die von uns erfahrbare unbeirrbar Treue Gottes. Man muß ihn nur um etwas bitten (etwa Gesundheit), und Gott steht uns bei (falls den Umständen nach möglich).

Auch hier, in diesem konkret überprüf-
baren Beispiel, tritt uns Gott auf ganz andere Weise, als von den Theoretikern und Akademikern behauptet, entgegen. Nicht als entfernt unverständliche, bewegungslose, nimmer zu greifende Größe. Sondern, genau umgekehrt, als treute, positive, ja, man bemerke dies, von uns beeinflussbare Größe. Als unser bester, treuester Freund und Helfer, er steht immer auf unserer Seite, sofern wir von ihm wissen oder doch wenigstens an ihn glauben.

Dies sind überprüfbare Tatsachen, denen gegenüber sich die theorieversessenen Akademiker etwa auf die Zeitumkehr versteifen. Wie wäre es hier mit einer ganz

anderen Umkehr? Nämlich der Umkehr von (überflüssiger) Krankheit hin zu (notwendiger) Gesundheit? In kriegerischen Auseinandersetzungen desgleichen, um auch dieses Beispiel zu erwähnen. Man ruft Gott an, damit man eine entsprechende Auseinandersetzung gewinne. Und er hört auf uns, wie immer. Und was macht er? Er gestaltet das Wetter in für uns förderlichem Sinne (siehe mein Buch „Die wahre Geschichte“).

Dies sind Vorgänge, an Hand derer wir Gott realistisch einzuschätzen vermögen (also nach seinen Taten, nach seinem Handeln). Statt dessen verlegen sich die Akademiker und die Stuben- sowie die Schriftgelehrten auf theoretische Postulate, welche auf den ersten Blick vernünftig wirken, welche auf den zweiten Blick aber der – wohlgemerkt überprüfbaren – Realität entbehren.

Und ganz entsprechend ist es mit Einstein und seinen Jüngern, die, von irgend welchen insbesondere mathematischen Grundannahmen ausgehend, nicht aufhören können zu fabulieren und zu fantasieren. Denn erhellt ihre Erkenntnis nicht aus

rein mathematischen Fiktionen, ähnlich den Thesen der Doktrinäre, welche ja auch irgendetwelche beliebigen Thesen aufstellen, um dann von denselben abzuleiten, was immer sie auch wollen?

Originell erscheint an den Einstein'schen Thesen, daß zur Erklärung universaler Größen die größte aller Größen, Gott nämlich, überhaupt nicht vorkommt. Und, wohlge-merkt, wird Einstein insofern nicht als großer Prophet gottgleich erhoben? Wir be-gegnet hier einmal mehr einem physikali-schen Klempner, der behauptet, mit seinen mathematisch unterfütterten Rohrleitun-gen alles deuten und erklären zu können. Wobei er, wie erwähnt, das wichtigste aller Elemente (Gott) schlicht und einfach wegläßt. Gott ist nicht die ausdrückliche Sache des Klempners.

Zurück zum Bemühen, die Welt streng physikalisch (also eng-physikalisch) zu er-klären.

Nach Heidegger hat die Zeit Spannweite, sie hat mithin gleichsam Löcher. Die Zeit ist also, auch nach Heidegger, untrennbar an den Raum gekoppelt. Keine Zeit ohne Raum, kein Raum (in seiner Entwicklung)

ohne Zeit. Zeit ist, nach Heidegger, weil an den Raum gebunden, demnach unmittelbar verständlich. Trotzdem gilt:

„Die ‚unmittelbare‘ Verständlichkeit und Kenntlichkeit der Zeit schließt jedoch nicht aus, daß sowohl die ursprüngliche Zeitlichkeit als solche, wie auch der in ihr sich zeitigende Ursprung der ausgesprochenen Zeit unerkant und unbegriffen bleibt.“ (Heidegger: Sein, S. 408)

Nun könnte man natürlich darüber streiten, ob der Ursprung des Ganzen (Gott also) mit der normalen Zeit in irgend einer Form zu messen wäre. Wie mißt man etwas mit einem (zeitlichen oder sonst irgend einem) Maßstab, welches außerhalb dieses Maßstabes liegt und darum solcherart vordergründig schlicht und einfach nicht zu messen ist? Also, die Zeit können wir sehr wohl vordergründig messen. Für unsere Zwecke betrachten wir etwa die Drehung der Erde um ihre eigene Achse. Das stellt einen Tag dar. Der Umlauf der Erde um die Sonne bezeichnet in seiner Vollendung ein Jahr. Selbiges läßt sich sehr wohl vordergründig auf

das Genaueste messen. Aber läßt sich Gott – gar anfangsgründig – solcherart bemessen, ER, der doch keinen Anfang hat, noch haben kann?

Und doch, gerade der uns so geläufige Zeitablauf verstreicht nicht so regulär, wie wir unterstellen möchten, selbst wenn wir die genaueste Atomuhr heranziehen und zugrunde legen. In unseren normalen Zeitablauf schiebt sich nämlich auch Gottes Hand ein, und wäre dieser Eingriff auch nur „seelisch“ zu verstehen. Es ergeben sich – nach Heidegger – demnach „Löcher“ im Zeitablauf:

„Gerade im alltäglich besorgenden ‚Dahinleben‘ versteht sich das Dasein nie als entlang laufend an einer kontinuierlich währenden Abfolge des puren ‚jetzt‘. Die Zeit, die sich das Dasein läßt, hat auf Grund dieser Verdeckung gleichsam Löcher.“ (Heidegger: Sein, S. 409)

Also, „Löcher“ in der Zeit, seelische Löcher, muß man hier unterstellen, welche uns auf Gott hinzuweisen pflegen. Wie sieht ein

solches „seelisches Loch“ aus? Nun, man hat sich etwas vorgenommen. Man kommt aber aus unerklärlichen Gründen vorübergehend davon ab, weil man etwas anderes dringend erledigen muß. Erst nachdem die Weichen in besagte, einem zu Recht aufgenötigte Richtung gestellt sind, kehrt man zum auch zeitlichen Alltagsgeschäft zurück. Der ebene, „kontinuierliche“ Zeitablauf ist demnach nicht alles.

Kann man die Zeit aufbewahren, fragt Gottfried Wilhelm Leibniz (1646 – 1716), Philosoph und Universalgelehrter (Begründer der Differentialrechnung neben Newton, entwickelte das binäre Zahlensystem – mit 0 und 1 – und vieles mehr).

„Philaletes. Unser Zeitmaß würde richtiger sein, wenn man einmal einen vergangenen Tag aufbewahren könnte, um ihn mit den zukünftigen Tagen zu vergleichen, wie man die räumlichen Maße aufbewahrt.“ (Leibniz, S. 101)

Also wir entnehmen, auch nach dem Dialog bei Leibniz, die körperlichen Maße bleiben nicht alle stets unveränderlich gleich; wie

sollte es da mit der Zeit anders sein? Rein räumlich gesehen, gibt es das in Paris aufbewahrte Längenmaß eines Meters, welches zum Vergleich für alle anderen Meter-Maße dient. So sichert man sich (längenmäßig) ab. Und wie sieht das mit der Zeit aus? Doch selbst wenn wir insofern die atomare Schwingung zugrunde legen, woher wissen wir denn, daß die Zeit weltweit immer gleich abläuft? Wir können uns ja eigentlich nur darauf verlassen, daß sich die Materie, welche die Zeit mißt, immer gleich verhält; dazu aber müssen wir sie neutral vergleichen können. Das kann man innerhalb der Materie (wir sind in sie eingebunden) aber nicht. Und mit der Zeit ist es demnach gewiß nicht anders.

„Theophilus. Statt dessen sind wir darauf angewiesen, die Körper aufzubewahren... Auch werden wir nicht behaupten können, daß ein räumliches Maß, wie z.B. eine Elle, welche man in Holz oder Metall aufbewahrt, voll kommen dieselbe bleibe.“ (Leibniz, S. 101)

Die räumlichen Dinge ändern sich unter der Hand also, ändert sich folglich die unweigerlich an ihnen hängende oder von ihnen abhängige Zeitbestimmung?

Noch ein Gedanke. Am anderen Ende der Welt (man sagt auch „down under“, also in Australien und umgebenden Gebieten) laufen die Dinge vermeintlich anders. Zunächst fällt auf, daß die Australier, welche auf der Erdkugel sich ja uns gegenüber befinden, von uns aus gesehen, mit dem Kopf nach unten stehen. Das stört sie aber überhaupt nicht, weil die Schwerkraft sie festhält (was die Gravitation auch mit uns macht, denn auch wir sind die Antipoden, von Australien aus gesehen). Jedenfalls, bei den Gegenfüßlern (Antipoden) steht die Welt buchstäblich auf dem Kopf. Wie aber ist es da, fragt Friedrich von Hardenberg (= Novalis, 1772 – 1801) mit der Zeit? Kann man demnach auch die Zeit umkehren oder sich die Zeit dort doch wenigstens umgekehrt vorstellen?

„(Sollte die Seele in der Nacht auch zu den Antipoden gehn – in die Welt, wo alles ist, wie hier, nur umgekehrt in Be-

ziehung auf Zeit. Mehr von den Antipoden etc. in Beziehung auf den innern Menschen. Sog[enannte] Geister sind nur Menschen Antipoden.)“ (Novalis 2, S. 665)

Man beachte bitte nochmals, „Antipoden“, das sind die „Gegenfüßler“, also jene Menschen, die auf der gegenüberliegenden Seite der Erde (in Australien etwa, von Europa aus gesehen) leben. Der Ausdruck wird im übertragenen Sinne auch für „Gegner“ gebraucht. Und mehr noch, physikalisch spricht man insofern von genau gleichen Molekülen, indes aber mit spiegelbildlichen Strukturen. Sollte es demnach also so sein, daß für unsere spiegelbildlichen Ebenbilder alles so ist wie hier, bei uns, nur „umgekehrt in Beziehung auf die Zeit“?

Interessant ist auch Novalis' Ausdruck von sogenannten Geistern, also bezüglich der Antipoden (Gegenfüßlern oder auch Gegnern). Selbige wären, von Novalis' Zeitvorstellung einmal abgesehen, folglich nur gegenfüßelnde oder überhaupt gegenüberstehende oder gar gegnerische Menschen. Mittels seelischer Übertragung oder auch

Gedankenverabreichung wäre diese Vorstellung durchaus zu erachten.

Hinsichtlich dessen also, daß wir nicht alleine oder auch nur für uns selbst sind, sondern vielmehr, daß wir – zum Guten oder zum Bösen – mit anderen auch unfreiwillig stets zusammenhängen. Es spürt also ein anderer (Geist) auf, was wir denken, und hält (vielleicht auch mangels eigenen Vermögens) dagegen. Und wir tun uns sehr schwer darin, den allseitigen Widerstand (der sich in jeder Beziehung, auch gesundheitlich, auswirkt) zu verstehen.

Nicht wahr, eine kühne Vorstellung, vorgebracht von Friedrich von Hardenberg, daß es unsere spiegelbildlichen Eben- oder Abbilder geben könnte, für welche indes die Zeit umgekehrt (rückwärts) abläuft; sie leben also nicht wie wir von der Gegenwart in die Zukunft (die Vergangenheit aufarbeitend und hinter uns lassend), sondern umgekehrt: sie kommen demnach aus der Zukunft, durchschreiten die Gegenwart, und werden in die Vergangenheit gelangen.

Ist so etwas überhaupt möglich? Vielleicht mit der Zeitmaschine? Aber reist man dann bloß in die Vergangenheit der andern,

oder wird man – mit der Zeimaschine fahrend – selber immer jünger (so daß diese, unsere Reise spätestens im Kinderwagen endet)? Die Umkehrung des Zeitablaufs scheint denn doch eher in den Bereich der blühenden Fantasie zu gehören (nicht aber besagte seelische Gespenster). Doch wer weiß schon.

Nicht wahr, die Zeit und ihr Ablauf, das ist ja scheinbar immer so langweilig. Es wiederholen sich gleichförmig die Tage. Diese Ödnis, in Wirklichkeit unserer Untätigkeit geschuldet, wird flugs auch auf die Gesamtzeit oder auf die kosmische Gesamtverfassung übertragen. Ist demnach alles ewig gleiche träge Wiederholung? – fragt Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775 – 1854).

„Also Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind Eines. ... also ist diese Welt nur Eine, sich immer wiederholend... In der Welt ist also nie Vergangenheit und keine wahre Zukunft, denn es wiederholt sich immer, was geschehen ist – und so betrachtet ist also die Zeit nichts anderes, als ein beständiges mühevoll

aber eitles und nichtiges Streben Zukunft hervorzubringen, oder ein Zustand der bestimmt ist Vergangenheit zu werden ohne es je zu können.“
(Schelling: Weltalter, S. 15)

Stellt sich hier also die Frage, ist alles, was wir gewärtigen (oder was sich zunächst außerhalb von uns abspielt) stets immer nur Wiederholung? Ist demnach alles schon dagewesen, und machen wir immer und immer wieder dasselbe, wie wir es schon vor Äonen vor anderen universalen Epochen taten? Nun wird jede und jeder einmal mehr zugeben müssen, im Leben gibt es eitel Wiederholung: wir stehen auf zur bestimmten Stunde, wir verrichten – streng auf die Uhr blickend – unsere Arbeit, wir legen uns ins Bett zum angesagten Termin. Nur so (die Zeit einhaltend und beachtend) ist überhaupt sinnvolle Arbeit möglich.

Was aber geschieht, indem wir gewissermaßen auf der vorgeplanten Trittleiter wandeln? Ist es immer dasselbe, eintönig Gleiche, womit wir uns beschäftigen? Kommen wir nie je weiter und höher hinauf, als wir irgendwann früher einmal ge-

wesen? Wir gewärtigen im Großen wie im Kleinen sehr wohl eine Entwicklung, und wir vermerken des weiteren, diese Entwicklung – auch bei allen Rückschlägen und Fehlschlägen – führt höher hinauf und hinaus.

Es erscheint demnach völlig verfehlt, von einer endlosen Wiederholung oder einer Wiederkehr des immer gleichen zu sprechen (wie etwa auch Nietzsche das tut). Wer oder was sollte uns veranlassen, etwa ins Kleinkind-Alter zurückzufallen, nachdem wir irgendwann doch auch erwachsen geworden sind? Und: Halten wir unser Schicksal bis zu einem gewissen Grade nicht selbst in den eigenen Händen? Und warum, bitteschön, sollten wir dann in die teils törichten Zustände früherer Zeiten wieder zurückstürzen. In welche wir aus Unkenntnis und gegen unseren späteren Willen geworfen waren? Und aus denen wir uns ja auch erst einmal erheben mußten?

Ist Gott so übel gelaunt, uns wie Narren im Kreislauf der ewigen Wiederkehr herumzuführen? Man beachte bitte, Gott ist neutral. Er ist gut, wenn wir positiv den-

ken. Er ist böse, wenn wir negativ gesinnt sind. Er unterstützt uns also bei jeglichem unserem Bemühen. Man erkennt dies am besten bei Gesundheit und Krankheit. Wenn wir uns (positiv) gesund denken, werden wir gesund sein. Denken wir uns (negativ) krank, so werden wir (gegen unseren scheinbaren Willen) krank sein.

Gott ist also neutral, und wir sind bis zu einem gewissen Grade frei, nur so ist Aufwärtsentwicklung möglich. Über die große Entwicklung gesehen, ist Gott gut, und nicht böse (also sind wir, in der großen Entwicklung, vernünftig). Wir erkennen dies an der vorliegenden unbestreitbaren Aufwärtsentwicklung.

Wir stellen zusammenfassend fest: Die Entwicklung des einzelnen wie die gesamte Entwicklung führt nach oben. Das ist deutlich und erkennbar. Sollten wir insofern nicht etwa wie Leute wie Teilhard de Chardin denken: daß die Entwicklung hin zu Gott führt. Nachdem aber vorher, möchte man einschränkend bemerken, die erforderliche Wirkung durch uns im Universum erfüllt sei?

Wozu gibt es uns (die Menschheit) also im Kosmos? Wir sind augenscheinlich für eine Aufgabe vorgesehen, dem Kosmos zu dienen beziehungsweise den Kosmos in bestimmter Weise zu gestalten (auf ihn Einfluß auszuüben). Indem wir uns zunehmend dieser Aufgabe widmen, entfaltet sich auch die Erkenntnis, wozu dieses ganze Bemühen gut ist (inwiefern der Weg letztlich also hin zu Gott führt).

Wie steht es aber mit Gott, wenn wir die Zeiten betrachten? In ihm, wird behauptet, vereinigen sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Nichts Neues für Gott also unter der Sonne?

Man sagt, Gott habe diesen Kosmos geschaffen, gewissermaßen aus der Taufe gehoben. Er wüßte, sagt man, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft alles betreffs dieses Universums. Desgleich, sagt man, könnte Gott beliebige andere Kosmen schaffen, sofern ihm danach zumute wäre. Und auch dann wüßte er gar alles aus allen Zeiten bezüglich jeglichen Universums.

Frage hierzu: wenn er denn jeweils alles weiß, wozu dann überhaupt noch dieses kosmische Gebilde (oder irgend eines)? Wo-

zu die ganze Entwicklung, wenn ihm doch vorher schon alles bekannt ist? Wozu, insbesondere, auch die verhältnismäßige Freiheit des Menschen (zum Guten und zum Bösen), wenn doch ohnehin alles schon feststeht?

Wir vermerken: Gott steht hinter dem Universum (oder verbürgt es). Er schaut der auch von uns gestalteten Entwicklung wohlgenut zu. Selbige ist möglich, er unterstützt sie, wohlgemerkt, im Guten wie im Bösen. Woraus man doch wohl ableiten dürfte, er weiß – obwohl er die Zeiten mitunter überschreitet – längst nicht alles. Denn wozu sonst die Entwicklung und insbesondere auch unser Gestaltungswille?

Wie gelangen wir zu einer realistischen Einschätzung Gottes? Nun, wie immer, aus eigener Erfahrung. Wir rufen Gott an, indem wir die Coué'schen Sprüche gesundheitshalber benutzen (welche sich an unser persönliches Unterbewußtsein richten). Und er, Gott, und das ist natürlich von größtem Interesse, hört auf uns. Beziehungweise die ihm verfügbare unterbewußte Instanz in uns hört zu und befolgt – auf ihre Weise und zu ihrer Zeit – was wir

dringlich erwünschen, hier demnach Gesundheit.

Wenn nun Gott aber vorher schon alles wüßte, dann wüßte er auch, daß wir ihn anrufen würden, und müßte auch gar nicht erst auf unseren Aufruf oder Anruf warten. Sondern könnte, weil er ja vorher schon alles weiß, demnach auch, angerufen zu werden, längst handeln. Das tut er aber nicht. Sondern er handelt erst, kommt unterbewußt (in uns) erst in Bewegung, wenn wir unsere gesundheitliche Bitte an ihn herantragen.

Wir entnehmen dieser Tatsache zudem einen merkwürdigen Umstand, den wir so, auf diese Weise bestimmt nicht erwartet hätten. Der unterbewußte Gott in uns ist gewissermaßen „verfügbar“. Das liegt wesentlich an uns, wie weit wir ihn bitten, und in welcher Hinsicht. Wir sind folglich auf unser selbständiges Denken, und daraus folgernd, auf unser eigenständiges Handeln angewiesen. Daraus erschließt sich diese wesentliche gottesbezügliche Erkenntnis. Und, wohlgemerkt, so setzen wir – ausgerechnet! – Gott in Bewegung. Es ist

also auch absurd, ihn als ruhend und unbeweglich zu bezeichnen.

Ist für Gott also alles ewig gleiche Wiederholung? Nochmals, mit Verlaub, dann wäre auch für Gott alles so langweilig. Warum hätte er dann je das Universum verbürgt oder geschaffen? Wir sehen doch in der kosmischen Entwicklung, das alles strebt irgendwohin (zu Gott nämlich). Die Welt ist kein Fehlschlag und kein Irrtum, und schon gar nicht der Ausfluß absurder, unsteter Gedanken. Sie, die Welt, verfolgt ihre Zwecke, und wir mit ihr. Bloß weil wir ihren Endzweck (Gott) noch nicht in völliger Klarheit erkennen, folgt daraus nicht, daß sich die Welt wie eine trostlose mechanische Mühle im Kreise drehe.

Mit Verlaub, nochmals, denn das ist so wichtig, Gott ist stets anwesend und gegenwärtig. Und hilft uns. Ratschläge erteilt er uns, welche er uns unterbewußt einflößt, so daß wir meinen, daß dies unsere ureigensten Ideen wären.

Mein Vorschlag ist: wir erfüllen getreulich unsere Pflichten (hier auf Erden und draußen im Weltraum). Und später werden wir dann sehen, und auch erkennen, es war

gut so, daß wir mit unseren geringen Möglichkeiten im Plan des großen Ganzen bestmöglich mitgewirkt haben.

In diesem Sinne (ewiger Wiederholung) kann man – mit Schelling – auch die bekannte Frage stellen: gibt es nichts Neues unter der Sonne?

„Um aber den Weg meiner Untersuchung näher vor Augen zu bringen, knüpfe ich hieraus eine tiefsinnige und tiefgedachte Rede eines Weisen, jenen Satz: Nichts Neues geschieht unter der Sonne. – Was ist denn der Sinn jener Worte? Ist er nicht daß das was man thun wird, und das was man schon gethan hat, eines und daſelbe sei? Ganz gewiß. Er deutet an, daß die Welt keine wahre Vergangenheit, keine wahre Zukunft habe – sondern beides nur Verhältnisse sind in Bezug auf diese Welt. Also Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind Eines.“ (Schelling: Weltalter, S. 14 f)

Wie gesagt, wenn alles immer gleich oder ewig wiederholend ist, wozu dann die un-

strittig stattfindende Entwicklung? Glaubt man im Ernst, es gäbe nichts Neues unter der Sonne, bloß, weil viele Dinge sich selbstverständlich wiederholen. Wiederholung, wohlgemerkt, dient auch der Absicherung des bereits Erreichten (etwa, wenn jemand eine Sprache oder sonst irgend etwas neu lernt). Alleine die Vorstellung, der einzelne oder die Menschheit würde am Ende auch noch gezielt in die Kindertage des eigenen Alters zurückkehren wollen, ist absurd! Niemand geht zurück, man geht schreitet immer weiter. Bei allem damit verbundenen Holpern und Stocken. Und bei aller dafür erforderlichen Wiederholung. Gerade die einschleifende Wiederholung gibt uns Sicherheit, daß das Bisherige gelungen. Und dann, weiter schreitend, sehen wir das Licht am Ende des Tunnels (welches auch vorher schon in uns ist).



Josef Anton Maximilian Perty (1804–1884)

NADELSTECHEN (PERTY 23) Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: „Maximilian Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg 1861. Fotomechanischer Nachdruck: hansebooks.“

Zum Autor:

„Josef Anton Maximilian Perty (geb. 17. September 1804 in Ornbau, Bayern; gestorben 8. August 1884 in Bern, Schweiz) war ein deutscher Entomologe

[Insektenforscher] und Naturphilosoph
an der Universität Bern.“ (Wikipedia)

In dem zitierten Buch ist immer wieder die Rede vom „Rapport“, also von einer Beziehung oder einem Zusammenhang. Es handelt sich dabei um den unmittelbarer (seelischen) Kontakt zwischen zwei Personen. Maximilian Perty schreibt zu dieser interessanten Konstellation zunächst allgemein:

„Rapport nennt man die leibliche und seelische Gemeinschaft, in welche eine somnambule [schlafwandlerische, nachtwandlerische, mondsüchtige] Person mit andern tritt, die im tagwachen oder auch im somnambulen Zustande sich befinden können. Der innigste Rapport stellt sich immer mit dem Magnetiseur her, wodurch die somnambule Person Theilhaberin seiner Neigungen, Gefühle, Gedanken, Kenntnisse und Stimmungen wird, mit seinen Sinnen wahrnimmt, seine körperlichen Zustände mit empfindet.“ (Perty, S. 171f)

Genau genommen, sind wir demnach alle ein wenig „somnambul“, indem wir nämlich etwa die Gedanken anderer Leute unwillkürlich auffassen. Wer hat das nicht schon erlebt oder gesehen: Jemand geht auf der Straße und dreht sich nach einem anderen um, welcher gerade etwas den Vorausgehenden Angehendes oder Berührendes dachte.

„Die Somnambulen machen oft unwillkürlich die körperlichen Functionen und Bewegungen des Magnetiseurs nach, nießen z. B., wenn dieser bei Schnupfen oft nießt, auch wenn sie selbst keinen Schnupfen haben, und es können nicht bloß die Krankheitsempfindungen, sondern selbst die Krankheitsanfälle des Magnetiseurs auf sie übergehen. Manche somnambulen Personen folgen dem Magnetiseur auf seinen Wegen, wissen wo er sich befindet, was er thut und denkt, besonders wenn dabei eine Beziehung auf sie selbst statt hat. Sie können neben dem Magnetiseur auch mit andern Menschen in Rapport gesetzt werden...“ (Perty, S. 172)

Wie anders sollte man diese „enge Beziehung“ benennen, wenn nicht als seelische Verbundenheit aller mit allen, die aber nur in bestimmten Einzelfällen in besonders deutlicher Weise hervortritt. Also denn, enge Beziehung zu allen, auch zu den Bösewichtern:

„Wird ein Rapport mit widrigen, überwiegend gesinnten und zweiflerischen Personen gebildet, so kann dieser für die Somnambule von der nachtheiligsten Wirkung sein.“ (Perty, S. 172)

Die meisten Leute aber sind in Ordnung, so daß sich mit eben diesen Personen gleichwohl erstaunliche seelische Verbindungseffekte ergeben können:

„Puységur war gewiß sehr überrascht, als ein Bauer, den er magnetisirte, während er für sich in Gedanken eine Melodie sang, diese laut wiederholte. Die S. Lehmann's empfand, wenn ihr M. sich selbst mit Nadeln stach oder von Andern gestochen wurde, den Schmerz; er durfte aber dabei höchstens nur zwei

Schritte von ihr entfernt sein.“ (Perty, S. 173)

Unser Gehörsinn (über das Ohr) reagiert besonders empfindlich auf solche unsichtbaren seelischen Einflüsse.

„Kretschmar ... berichtet von einer somnambulen 20jährigen Lehrersfrau, die mit ihrem Manne im magnetischen Schläfe in solchem Rapport stand, daß er sie unwillkürlich nach sich zog, wobei ihre Gelenke jedesmal steif wurden. Oefters, wenn er Nachts aus der Stube ging, fand er sie rückkehrend auf dem Boden liegen, wohin sie, ihm folgend, gefallen war. Einmal rutschte sie, mit dem Kopfe zuerst aus dem Bette auf den Boden kommend, ruckweise der Thür zu, durch krampfhaftige Wirkung der Rückenmuskeln. Die wenigsten Personen durften dieser Kranken nahe kommen oder gar sie berühren; im ersten Falle klagte sie über Stechen, im letzteren bekam sie dazu noch Convulsionen. Sonst wußte sie nicht, ob und wie viel solcher nicht mit ihr in Rapport stehen-

den Personen im Zimmer waren, ausgenommen, wenn sie ihren angeblichen Schutzgeist befragte.“ (Perty, S. 175 f)

Dies, wie hier geschildert, sind also bizarre körperliche Reaktionen. Dies ist möglich. Der Körper setzt um, was sich der Geist – gleich, auf welche Weise – vornimmt. Eine Äußerung im letzten Zitat ist aber eindeutig falsch. Wir lesen nämlich vom „angeblichen Schutzgeist“ dieser armen, geplagten 20jährigen Lehrersfrau. Gibt es diesen „Schutzgeist“? Ja, wir alle verfügen über einen solche. Im griechischen Altertum nannten ihn auch die größten Philosophen ihren „Daimon“. Er ist auch als „Genius“ bekannt. Man lese klassische Philosophen (zu diesem Zwecke muß man aber die Scheuklappen ablegen, mit denen man uns heutzutage leider in reichlichem Maß versieht).

Wie erwähnt, das Gehör wird bei solchen Rapports (unmittelbarer seelischer Kontakt) am ehesten angegriffen. Weiter also mit den Schilderungen, betreffend diese arme „20jährige Lehrersfrau“:

„Eines Tages spielte Kretschmar auf ihren Wunsch einen Tanz auf dem Piano, wobei sie mit Armen und Füßen tanzartige Bewegungen machte. Dann gab K. einer Freundin, welche nicht mit ihr in Rapport stand, einen Wink, statt ihrer zu spielen, sie hörte, bis der Mann der Somnambule beschloß, sich lebhaft in die Töne hineinzudenken, wo sie dann wieder jene Bewegungen machte, versichernd, sie hätte etwas von einem Tanze gehört, wisse aber nicht, woher die Töne gekommen seien. Die Hausklingel hörte sie nur, wenn ein mit ihr in Rapport Stehender die Thüre öffnete. Wenn ihr Mann mit seinen 70 – 80 Schülerinnen in der Schule sang, so hörte sie neben seiner Stimme nur einige wenige andere.“ (Perty, S. 176)

Wir haben hier also ein Beispiel starker seelischer Abhängigkeit, welche sich vornehmlich über den Gehörsinn äußert. Diese merkwürdig berührende Veranlagung geht aber noch weiter:

„Den Geräthen, welche sie gewöhnlich gebrauchte, ihrem Stuhle, Spinnrade, Nähtische, durften Fremde nicht nahe kommen; sie empfand bei deren Berührung fast noch größere Schmerzen, als wenn sie selbst berührt wurde, wenn sie dieses auch durchaus nicht sehen konnte, wie man sich durch viele Versuche überzeugte. Sie stand mit allen ihren Sachen in einer förmlichen Lebensgemeinschaft. Dinge von Befreundeten berührte sie gerne, solche von Nichtbefreundeten konnte sie nicht ohne Schmerzen berühren.“ (Perty, S. 176)

Die arme Lehrers-Gattin verspürt also Schmerzen, wenn jemand etwa ihr Spinnrad berührt, wohlgemerkt, ohne daß sie es sehen kann. Nun geht diese Vorstellung demnach ganz sicher nicht vom Spinnrad aus, sondern von der sich dem Spinnrad nähernden Person. Das Eindringen in ihre Privatsphäre ist für die 20-jährige unerträglich. Wir entnehmen, daß elektrische Spannungen bei solchen Vorgängen stets eine Rolle spielen:

„Von Befreundeten sah sie glänzend weiße Funken ausgehen, die sie angenehm erwärmten; solche Personen aber empfanden ihrerseits, wenn sie nahe an der S. waren, ein kaum erträgliches Ziehen von den Fingerspitzen bis zu den Ellenbogen. Von Befreundeten sah sie ferner im Dunkeln die Haare leuchten und unzählige kleine Sternchen ausgehen, die sich nach der Somnambule, besonders nach ihren Augenlidern bewegten, der Hauch von Befreundeten erschien ihr wie ein feuriger Nebel.“ (Perty, S. 176)

Doch es gibt auch andere, körperliche Reaktionen, welche verraten, wie Körper und Geist (oder Empfinden) sich untrennbar verbinden (weiter mit der Lehrers-Gattin):

„Hielt ihr Mann seine Hand über einen Theil ihres Körpers, so bewegte sich dieser gegen die Hand, ging er von ihrem Bette weg, ohne besondere Maßnahmen, so folgte sie ihm nach, stürzte auf den Boden und beschädigte sich einige Male. Trat ein Nichtbefreundeter

zwischen sie und ihren Mann, ihr die Fingerspitzen entgegenhaltend, oder setzte sich ein besonders Befreundeter schnell neben sie, so hörte das Ziehen nach dem Manne auf.“ (Perty, S. 176)

Die Bindung an ihren Mann ist also sehr stark; die Lehrers-Gattin, unter anderem mittels „Elektrik“ weiter.

„Die S. konnte, wenn sie berührt wurde, machmal kleine, wie elektrische Schläge ertheilen; aber nicht nur sie, sondern auch ihr Arbeitstisch, mit dem sie in einer förmlichen Lebensgemeinschaft stand, und dessen leiseste Berührung sie sogleich fühlte, und vielleicht auch ihre übrigen Sachen hatten während ihres magnetischen Schlafes diese Fähigkeit. Legte man ein Glasprisma auf ihre Bettdecke, so hob sich ihr ganzer Körper sammt Decke und Prisma über eine Spanne in die Höhe. Wurde eine geriebene Siegellackstange in ihre Nähe gebracht, so fühlte sie davon heftige Kälte und suchte sich zu entfernen. Eine Boussole [Magnetkompaß] in ihrer Nähe

verursachte ihr heftiges Ziehen und sie bewegte sich nach derselben, wenn sie sie auch nicht sehen konnte. Die Uhr ihres Mannes an ihren Körper gebracht, reizte sie bis zu Convulsionen.“ (Perty, S. 176 f)

So weit unsere hochinteressante Lehrers-Gattin. Indes, es gibt auch andere, wunderbar berührende Momente. Wie spricht man mit einem isolierten Somnambulen (also einem mondsüchtigen Schlaf- oder Nachtwandler)? Bitte, aufgemerkt:

„Wenn ein S. freiwillig oder neurgisch so weit isolirt ist, daß er selbst seinen laut schreienden Innervator nicht mehr hört, so wird er sogleich antworten, wenn man eine Schnur an seine Kleidung bindet, und an das andere Ende dieser Schnur ganz leise spricht; nur darf sie nicht von Seide sein.“ (Perty, S. 177)

Ja, die Einbildung (oder auch das Vorstellungsvermögen) ist schon zu erstaunlichen Dingen fähig:

„Theophilus [ein somnambuler Mechaniker] war verwundet worden und konnte im wachen Zustand nur mit einem Krückenstock gehen, im magnetischen hingegen vermochte er sich ohne denselben leicht und frei zu bewegen.“
(Perty, S. 177)

Daß unser Vorstellungsvermögen (unterbewußt vermittelt) mächtig ist, sollte man nicht für einen Scherz halten. Auf diesem Wege heilt man 70 % aller Krankheiten, mit oder ohne Krückstock. – Des weiteren, wir entnehmen: Gedankenlesen ist etwas Gewöhnliches:

„Der würdige Gmelin war sehr verwundert, als ihm eine S. [Somnambule] in Karlsruhe wohin er eben von Heilbronn gereist war, auf sein Befragen, was er jetzt denke, antwortete: ‘Sie stellen sich eine gewisse Kranke vor’, und auf die weitere Frage um die Zufälle derselben, diese genau in der Ordnung angab, wie sie G. eben gedacht hatte... Solches Wissen um die Gedanken des M’s

[Magnetiseurs] ist übrigens etwas Gewöhnliches.“ (Perty, S. 178)

Gedankenlesen, Hellsehen, was auch immer: die Seele vereint uns alle (auch jene, die dies leugnen oder nicht wissen):

„Eckartshausen spricht von einer Hellsehenden, welche mit einem mit ihr in Rapport Gesetzten zugleich im nämlichen Buch las, obwohl dieser 10 Schritte entfernt war. Sie lese durch seine Augen, sagte sie, ‘denn für die Seele sei alles Einheit.’ Jemand zog einen Brief aus der Tasche und bat den in Rapport Stehenden, einige Zeilen still für sich zu lesen. Im Augenblicke las die Hellsehende das Gleiche.“ (Perty, S. 178 f)

Diese seelische Verbindung ermöglicht auch genaue Voraussagen:

„Christina vermochte im magnetischen Schlaf vorauszusagen, zu welcher bestimmten Stunde Magdalena sie in der nächsten Nacht besuchen, mit ihr ausfahren und wann sie wieder zurückkeh-

ren würde, um auch die Hanna zu besuchen, – welche von dieser Bestimmung Christina's nie etwas erfuhr. Fragte dann Bendsen am andern Morgen die Hanna, so stimmte ihre Aussage über die Ankunft Magdalenens genau mit der von Christina. Hanna konnte hingegen in Beziehung auf Christina Nichts vorhersehen.“ (Perty, S. 180)

Die Leute sind in ihren „übernormalen“ Fähigkeiten also verschieden veranlagt. Vielleicht liegt das aber nur am Glauben oder Willen, denn im Grunde, im Kern, sind wir ja alle gleich. – Gibt es eigentlich das, was wir „Zufall“ zu nennen pflegen?

„Magdalena Wenger fiel einst in fürchterliche Krämpfe, als ein sich über sie moquirender [sich abfällig oder spöttisch äußern] Arzt sie besuchte und magnetisiren wollte; ihre Verwandten wußten sich nicht zu helfen, als ich zufällig früher als sonst hinkam und mit einigen magnetischen Strichen den Aufruhr stillen konnte.“ (Perty, S. 181)

Es gibt keinen Zufall. Das sagt nicht nur Schopenhauer. Besagter Berichterstatter kam also nicht „zufällig“ dorthin, sondern er wurde „gerufen“. – „Gerufen“ wird man gegebenenfalls auch dann, wenn es um Leben und Tod geht, wie nachfolgend zu entnehmen:

„Einmal weckte sie B., als eben der Entzückungsschlaf mit seiner Helligkeit begonnen hatte, und sie erwachte zu seinem Schrecken mitten im Zustand der steigenden Entzückung. Der namenlose Gesichtsausdruck, das gewaltsame Ringen des innern Lebens, der nie gesehene Glanz ihrer Augen bei unglaublich erweiterten Pupillen, erfüllte ihn mit Bangigkeit. Gieb eilig an, sprach er zu ihr, wie ich dich in den niedern Schlaf zu bringen habe, und sprich, wenn du nicht sterben willst, da kein Augenblick zu verlieren ist. ‘Streiche so, antwortete sie, und blase dann drei Mal durch die Faust gegen meine Stirne.’ Dies geschah und augenblicklich war die Gefahr vorüber. Nach dem Erwachen fehlten ihr Worte, ihr Entzücken zu schildern. Es

sei ihr in diesem Zustand oft unmöglich, ihre Wonne zu mäßigen. Der irdische Kampf zwischen Geist und Fleisch sei diesem nicht zu vergleichen. 'Nur zwei Minuten rang ich mich gleichsam dem hellen Zustande immer näher und näher, doch war ich noch nicht ganz dem Lichte entbunden und frei. Aber diese innere Aufregung der edlen Theile hat mich auch so stark angegriffen, daß mein Leben in den beiden Minuten gerade um zehn volle Jahre verkürzt ward'; eine Versicherung, die sie später über hundert Mal wiederholte." (Perty, S. 183 f)

Wir entnehmen unter anderem, schlicht und einfach Zuwendung kann das Schlimmste verhindern. Womöglich auch ganz ohne „Blasen durch die Faust gegen die Stirne“.

Verstreute Bemerkungen 10

GERD MAXIMOVIC



VERSTREUTE BEMERKUNGEN 10

Buch-Vorstellung

Gerd Maximovič

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

mein neuestes Sach-Buch mit dem Titel „Verstreute Bemerkungen 10“ mit seinen 40 kurzen Artikeln ist als eBook bei Amazon/Kindle erschienen. Die ersten zehn Seiten kann man dort kostenlos einsehen.

Ich weise auf die letzten drei Artikel des Buches hin, die unter anderem Titel auch anderswo schon veröffentlicht wurden. In dem Artikel „Das Pochen“ pocht unter bestimmten Umständen etwas beruhigend

(„Ich arbeite daran!“) in uns. Wer oder was pocht da? Pascal wettet, daß es sich lohnt, an Gott zu glauben. Fichte weist schlüssig nach, daß es Gott gibt.

Wie immer wünsche ich viel Vergügen, und zwar nicht nur bei der Lektüre, sondern vor allem auch beim SELBER-DENKEN! Letzteres ist unerlässlich.

Nachfolgend Klappentext und Inhaltsverzeichnis des Buches.

Viele Grüße,
Gerd Maximovic

Klappentext zu „Verstreute Bemerkungen 10“

Es gibt so viele rätselhafte Fragen. Geht die Welt unter? Kann man die Schwerkraft aufheben? Was ist mit unserer inneren Stimme? Ist Gott gut? Wie sind der berühmte Sigmund Freud und der nahezu unbekannte Emile Coué zu beurteilen? Wie steht es mit Gottes-Beweisen, und in diesem Zusammenhang mit dem Schutzengel? Astrologie und Seele, was ist damit? Oder

wie steht es mit dem ersten Menschen? Was sagt uns die Akascha-Chronik (in ihr ist angeblich alles verzeichnet)? Darf man sagen: „Wie oben, so unten“? Sind Gestirne beseelt? Wie steht es mit dem Mumienkeller zu Bremen? Was halten wir von Pascals Wette? Was sagt Fichte zu Gott? Wer oder was pocht möglicherweise unversehens in uns?

Dies sind nur einige Themen in diesem lesenswerten, zum Nachdenken anregenden Buch. Man nehme es und seine vierzig kurzen Artikel zur Kenntnis, welche sich insbesondere auf bekannte Denker stützen. Und man überlegt plötzlich ganz anders als bisher hinsichtlich bestimmter Dinge.

Man muß sich selber informieren! Vorliegendes Buch bietet die beste Gelegenheit dazu.

Inhaltsverzeichnis von „Verstreute Bemerkungen 10“

0. Vorbemerkung
1. Weltuntergang
2. Aufhebung der Schwerkraft
3. Die innere Stimme

4. Von Gott das Gute fordern
5. Nichts ist ihm unmöglich
6. Das dunkle Kabinett
7. Wunder über Wunder
8. Die Herausforderung
9. Eine Kraft im Organismus
10. Gott und Geist
11. Schlußfolgerungen
12. Schopenhauers Literatur-Kritik
13. Freud und Coué
14. Gottesbeweise (Thomas von Aquin)
15. Der Mund Gottes
16. Der Schutzengel
17. Ein Mücklein bewegen
18. Das Jüngste Gericht
19. Astrologie
20. Über uns die Sterne
21. Die Seele
22. Erster Mensch
23. Akascha-Chronik
24. Laterna magica
25. Organtherapie
26. Heilende Hunde
27. Wie oben so unten
28. Vorausfühlen
29. Kuß des Lebens
30. Gewollter Zustand

31. Aura
32. Beseelte Gestirne
33. Zahlen und Namen
34. Wächter und Hüter
35. Seelenreisen
36. Orakel
37. Mumienkeller zu Bremen
38. Das Pochen
39. Pascals Wette
40. Fichte und Gott

VERONICA MOONLIGHT

Ich liebe
einen Dämon



 tredition

ICH LIEBE EINEN DÄMON

Buch-Vorstellung

Veronica Moonlight

In meinem Buch geht es um eine erschreckende Mordserie und eine gefährliche Liebe. Der sogenannte Vampirkiller geht in der kleinen Stadt Oldenburg um. Die blutleeren Leichen (junger) Frauen werden auf offener Straße gefunden. Es wird geraten, nachts das Haus nicht mehr zu verlassen. Frauen arbeiten schon bald nur noch in Teilzeit und Homeoffice, um vor Einbruch der Dunkelheit zuhause sein zu können. Jeden Tag wird in den Nachrichten von einem weiteren Mord berichtet. Als die Mordserie gerade noch ihren Anfang nimmt, trifft die 21

jährige Vanessa auf einen Vampir namens Lukas. Er rettet sie vor einem Mann, der sie anscheinend vergewaltigen will. Direkt nach der Rettung greift Lukas Vanessa allerdings an, nur um sich dann zu entschuldigen und zu verschwinden. Verstört und unter Schock rennt Vanessa zurück in ihre Wohnung. War das der Killer? Doch warum hat er sie dann nicht getötet? Eine düstere Mischung aus Krimi und Liebesgeschichte und den Kampf gegen das Böse in sich selbst.

Vorerst gibt es nur eine Hardcover Version für 23,99 €. Taschenbuch und E-Book werden wahrscheinlich Anfang Dezember erscheinen.

Das Buch kann schon fast überall vorbestellt werden. Thalia, Amazon...